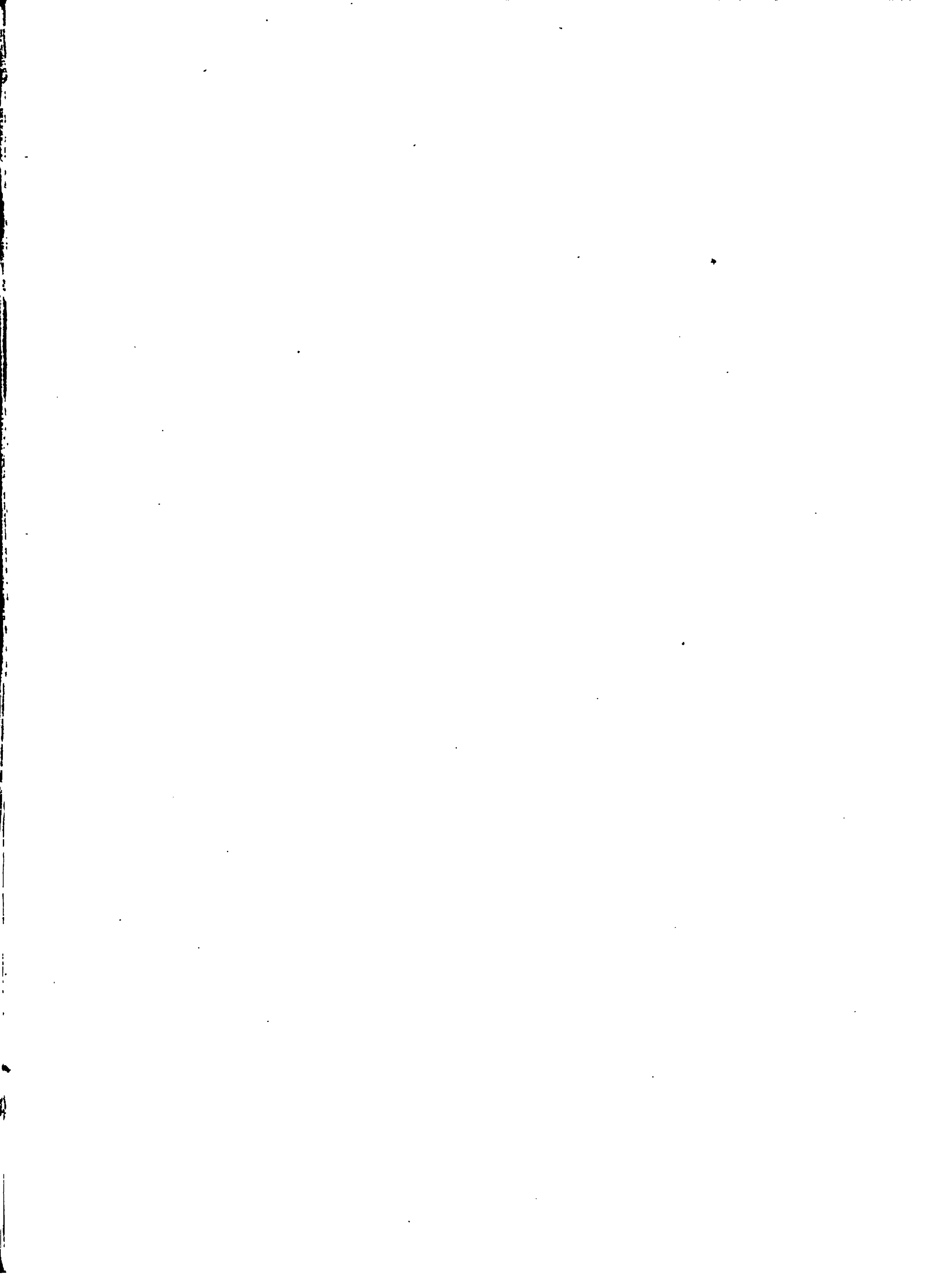

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY


ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
SIGILLVM
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE



Grundprobleme der Philosophie

I



Grundprobleme der Philosophie
I.

Das Problem der Gegebenheit

zugleich eine Kritik des Psychologismus in der heutigen Philosophie

von Paul Stern



Berlin 1903
Verlag Bruno Cassirer

Vorrede.

Mit dem Folgenden übergebe ich den ersten Abschnitt einer grösseren Arbeit der Öffentlichkeit, nicht ohne das Bedenken, dass manches darin enthalten ist, was erst in späteren Teilen zu genauerer Behandlung und Klarstellung gelangen kann. Wenn ich trotzdem die Veröffentlichung des vorliegenden Problems nicht weiter hinausschieben mochte, so war es, weil der fertiggestellte Teil für den gegenwärtigen Stand der philosophischen Diskussion nicht ohne aktuelles Interesse ist und in seiner vorwiegend kritischen Tendenz doch dem Ganzen gegenüber eine Sonderstellung einnimmt. Dazu kommt, dass die Beendigung des Ganzen vielleicht noch längere Zeit beanspruchen wird.

Es handelte sich mir darum, aus den Gedankenkreisen des heutigen Philosophierens heraus zu den noch immer so vielen Missdeutungen ausgesetzten Grundgedanken der idealistischen Philosophie einen sicheren Zugang zu finden. Der traditionellen Terminologie derselben, die durch die Überfülle der Kommentare für den Fernerstehenden fast unverständlich geworden ist, habe ich mich in dieser Einführung nach Möglichkeit enthalten.

Wieviel ich sachlich der idealistischen Tradition, im besonderen der Marburger Schule verdanke, wird dem Kundigen

nicht entgehen. Inwieweit ich andererseits doch auch jenen Instanzen gegenüber selbständig bin, dürfte bereits an manchen Gedankengängen des vorliegenden Problems, mehr noch an den prinzipiellen Aufstellungen der folgenden deutlich werden.

Naturgemäss wendet sich meine Kritik in erster Linie gegen diejenigen Lehren, an deren Unvollkommenheiten mir selbst die Grundgedanken des Idealismus einleuchtend wurden. Es wird deshalb nicht der Entschuldigung bedürfen, wenn ich Anschauungen angreife, für die ich selbst früher einmal eintrat.

München, April 1903.

Dr. P. Stern.

Das Problem der Gegebenheit.

Das Problem der Gegebenheit.



Einleitung.

Die psychologische Strömung der modernen Philosophie hat die überkommenen Probleme mannigfach bereichert, leider aber auch vielfach entstellt und verflacht. Der philosophische Idealismus, den die vergangenen Jahrhunderte zur Reife und Herrschaft gebracht hatten, ist fast überall zu einem mehr oder minder groben Spiritualismus zurückgemodelt worden; und wenn man wieder dem Glauben an geistige Substanzen begegnet und über die mögliche Einwirkung derselben auf die körperlichen diskutieren hört, so darf man sich schliesslich nicht wundern, dass auf der anderen Seite skeptische Selbstgenügsamkeit auch neuerdings wieder die Gewähr der Sinne zum einzigen Rückhalt aller Wissenschaft zu machen und alle tiefer führende Erwägung zu diskreditieren sucht.

Die Naturforscher, die sich nicht immer bewusst sind, wieviel sie hinsichtlich ihrer Methode dem philosophischen Eifer früherer Jahrhunderte verdanken, pflegen alle philosophischen und womöglich auch alle psychologischen Bemühungen, als nicht auf dem ihnen einzig vertrauten Fundamente der Tatsachen ruhend, verständnislos abzulehnen; und die Philosophen, deren Aufgabe es wäre, solcher Verirrung des wissenschaftlichen Bewusstseins entgegen zu treten, verleugnen die Philosophie und suchen ihre angegriffene Stellung dadurch zu festigen, dass sie die empiristisch-induktive Methode der

Naturforschung zu der ihrigen zu machen — vorgeben. Die Ausnahmen sind auf beiden Seiten nicht allzu zahlreich.

Alle Einseitigkeiten der heutigen Naturwissenschaft finden sich daher auch in der heutigen Philosophie: der Empirismus und die ihm eigentümliche Blindheit gegenüber der Relativität und Vieldeutigkeit der sogenannten Tatsachen, die als letzte Gegebenheiten gelten sollen; der Materialismus mit seiner Beschränkung auf das Sinnlich-Erfassbare und seiner Neigung zu mechanistischen Erklärungen des Organischen; und schliesslich die Vorliebe und Überschätzung für evolutionistische Theorieen. Und man prunkt noch mit der kritiklosen Anwendung methodologischer Analogieen aus der Naturwissenschaft, statt in der Kritik der Methodologie, d. h. in der systematischen Ergründung der für alles Wissen erforderlichen Voraussetzungen das Vorrecht der Philosophie zu erweisen und zu behaupten.

Die Naturwissenschaft verdankt ihre blendenden Erfolge zweifellos ihrer Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung des Materiellen und der Abkehr von überstürztem Theoretisieren. Aber Beobachtung ist mehr als ein blosses Ablesen von Tatsachen, sie erfordert Gesichtspunkte — des Maasses z. B. und sonstiger Vergleichung — und deshalb ist auch die beobachtete „Tatsache“ stets schon ausgemünztes Geisteswerk und jedenfalls mehr als vorgefundenes Rohmaterial. Ebenso ist es mit den sogenannten „Tatsachen des Bewusstseins“: man darf sie nicht zu selbständigen Dingen, zu stille haltenden Gegenständen machen wollen in der Hoffnung, sie dadurch zu geeigneten Objekten eines naturwissenschaftlichen Verfahrens zu verwandeln. Aber allerorts findet man in unserer Philosophie und Psychologie die psychologische Tatsache wie etwas Feststehendes und unmittelbar Gegebenes behandelt; psychologische „Gesetze“ werden daraus „induktiv“

abgeleitet, die zumeist nichts anderes behaupten, als was mit jenen Tatsachen in anderer Formulierung bereits behauptet war, und jeder Sinn dafür scheint geschwunden zu sein, dass alle diese unmittelbar wahrgenommenen Gegebenheiten und Bewusstseinstatsachen nichts sind als petitiones principii!

Und was gilt in der heutigen Psychologie und Philosophie nicht alles als unmittelbar gegeben! Die psychologische Konstruktion ist hier allen denkbaren Wendungen des Begriffs der Vorstellung nachgegangen: Empfindungen, Beziehungen und Beziehungskonstellationen, Relationen und Gestaltqualitäten, Wahrnehmungen von äusseren Dingen und Beschaffenheiten von solchen; Gedanken, Gefühle — sogar sogenannte logische und Notwendigkeitsgefühle — ja selbst die ganz allgemeine „Tatsache“, dass wir empfinden, vorstellen, denken, und damit schliesslich alles, was sich unter die so dehnbaren Begriffe der inneren Erfahrung, der inneren Wahrnehmung, subsumieren lässt, all das wird als unmittelbar gegeben, unmittelbar vorgefunden, als Tatsache in einem Sinn, der jede Kritik entwaffnen soll, und als unverrückbare Grundlage aller psychologischen oder gar philosophischen Überlegung ausgespielt.

Vielleicht möchte man geneigt sein, in solchen Wendungen weniger den Ausdruck eines systematischen Mangels, als nur eine Mangelhaftigkeit und laxere Form des sprachlichen Ausdrucks zu suchen, um in der Preisgebung der Darstellungsform den Gehalt des Gemeinten gegen akribistische Tadelsucht sicher zu stellen. Aber mir scheint, solche wieder und wieder in Berührung mit bestimmten Problemen auftretenden Verschwommenheiten des wissenschaftlichen Ausdrucks lassen eine derartige Entschuldigung nicht zu. Vielmehr dürfte es mit der Würdigung und Anerkennung jener Probleme unter solchen Umständen übel bestellt sein. Und in der Tat sind

die typischen Unzulänglichkeiten des heutigen Philosophierens von keiner Seite so ungedeckt gegen kritische Angriffe, als von der Seite dieses „Problems der Gegebenheit“, — wie es sich wohl am bündigsten bezeichnen lässt. In ihm ziehen wir die Voraussetzungen und Ausgangspunkte vor das Forum unserer Kritik, mit denen die philosophischen Disziplinen auf den Plan treten.

Erster Teil.

Kritik falscher Gegebenheits-Annahmen und ihre Konsequenzen.

Kapitel I.

Der absolute Empirismus und seine Bedeutung für die Weltanschauung.

Jenem grossen und verbreiteten Irrtum, der die Tatsachen — die physischen wie die psychischen, Gedanken und Dinge, Vorstellungen und Empfindungen in gleicher Weise — zu letzten Gegebenheiten für das wissenschaftliche Denken stempelt, gilt es endlich zu steuern: schon sind, wie wir bereits betonten, die Psychologen und Erkenntniskritiker selbst in solche Irrlehre verstrickt. Es ist, als wollten sie nicht sehen, dass zur wissenschaftlichen Fixierung auch der psychischen „Tatbestände“ stets bereits ein ganzes System von Gesichtspunkten erforderlich ist, ein Koordinatensystem sozusagen, ohne welches der jedesmalige Tatbestand für die einfachste Schilderung unzugänglich, ja, überhaupt kein Tatbestand sondern ein Chaos wäre.

Vielmehr wollen unsere Empiristen dieses System von Gesichtspunkten den psychischen „Tatbeständen“ selbst entnehmen, ein unmögliches Beginnen! Schon weil der mit psychischen Tatbeständen beschäftigte Psychologe schliesslich doch immer von physischen Tatbeständen ausgeht, um sich über die psychischen zu orientieren und dieselben überhaupt nur von einander zu unterscheiden und zu ihrer Einheit zu-

sammenzufassen; denn die Einheit der Vorstellungen unterscheidet er nach der Einheit der Dinge oder Gedanken, die in ihnen vorgestellt werden. Dass aber bereits die Einheit der Dinge, jener physischen Tatbestände ein Problem bildet, das wegen der willkürlichen Veränderlichkeit dieser Einheit nicht mit dem Schlagwort „Gegebenheit“ abzutun ist, fällt ihm nicht ein.

Und insbesondere den Begriff der Vorstellung selbst, respektive die „Vorstellung“ der Vorstellung findet er nicht etwa, versunken in das chaotische Fluktuieren unbestimmter Vorstellungsphänomene; sondern durch reflexionsmässige Anwendung von Unterscheidungsmerkmalen — so vor allem denen der Gegenwärtigkeit und Wirklichkeit —, deren wissenschaftliche Bedeutung sich wiederum nicht durch die Beteuerung klarstellen lässt, dass man sie vorfinde; noch durch einen noch so geistreichen Nachweis, dass man auf irgend einer Stufe der geistigen Entwickelung zu ihrer Anwendung genötigt sei — denn es gibt auch psychologisch notwendige Irrtümer —, sondern die nur dadurch zu legitimieren sind, dass man ihre systematische Unentbehrlichkeit für die Wissenschaft überhaupt und für das Verständnis ihres Aufbaus erweist.

Schon die bekannte „empirische Tatsache“, dass die Einsichten der Wissenschaft für die Anschauung der Gegenstände selber die grössten Veränderungen veranlassen können, und im Laufe der Zeiten veranlasst haben, sollte jene Empiristen stutzig machen und ihnen zeigen, dass Gegenstände und Tatsachen für die Erkenntnis keine Gegebenheiten sind. Aber es scheint, als ob gerade dieser Umstand den Empirismus noch tiefer in seine eigenen Konsequenzen verstrickt, indem er ihn zu der Behauptung von der Gegebenheit der Gedanken selber hindrängt. Ist die Gegebenheit der Tat-

sachen bedroht durch die Rückwirkung des Gedankens, so muss man sie preisgeben oder den Gedanken selbst und seine Rückwirkungen für Gegebenheiten erklären. So hat es der Empirismus in der Psychologie zu jener Überspannung seiner Grundmotive gebracht: die einzelnen Gedanken selbst lediglich als gegebene Tatsachen der inneren Erfahrung zu betrachten. Aufgabe der Wissenschaft sei es nur den oder einen Zusammenhang — die Beschaffenheit desselben wird verschiedenartig gedeutet — zwischen dem so Vorgefundenen festzustellen. Konsequent dürfte man aber nicht sagen, wir stellen einen solchen Zusammenhang fest, sondern nur, wir finden ihn einige Zeit nach den ersten Gegebenheiten als eine neue „Tatsache“ in uns vor.

Gerade in dieser letzten Konsequenz tritt die Unhaltbarkeit des Empirismus unverhüllt zu Tage. Eine derartige Anschauung kann uns den Eigentümlichkeiten unserer geistigen Funktionen niemals näher bringen. Denn alles, was wir zu ihrer Erklärung herbeizögen, läge selbst völlig im Bereich des lediglich Vorgefundenen. Man muss sich klar machen, was das bedeutet. Wir finden da vielleicht den Gedanken vor, wir hätten etwas soeben Vorgefundenes erklärt oder beschrieben; aber ob wir es auch wirklich erklärt oder beschrieben haben, können wir dabei nie wissen. Die Ergänzung kann falsch sein, obgleich wir den Gedanken vorfinden, sie sei richtig. Ja selbst wenn wir über diese Richtigkeit und ihre Kriterien Gedanken in uns vorfinden und womöglich hierauf noch den weiteren Gedanken, jene Gedanken seien richtig: wer bürgt uns armen Betrachtern dieser Wandeldekoration des wissenschaftlichen Bewusstseins dafür, dass wir nicht im nächsten Moment den unangenehmen Gedanken in uns antreffen, alles unmittelbar vorher Gedachte sei völlig belanglos und töricht?

Und wo böte sich uns ein Mittel, uns dieses Gedankens zu erwehren? Wären wir wirklich in solcher Weise nur blosse Zuschauer alles äusseren und inneren Geschehens, so verlöre damit der Gedanke der Notwendigkeit selbst und mit ihm die Wissenschaft allen Halt und Sinn. Alle Grundsätze der Wissenschaft blieben durch die später auftretenden inneren Erfahrungen korrigierbar. Man müsste sagen, für mich ist der Satz von der Gesetzmässigkeit des äusseren Geschehens dank meiner inneren Erfahrung mit einem Gefühl der Notwendigkeit, einem Bewusstsein der Überzeugung verbunden. Vielleicht aber werden spätere Menschen die Verfehltheit dieses Satzes einsehen; ja vielleicht wird eine andere innere Erfahrung bereits die Mitlebenden, ja mich selbst im nächsten Augenblick daran zweifeln lassen. Zwar sehe ich jetzt noch nicht, wie er widerlegt werden sollte, aber schliesslich, wer bürgt mir für den weiteren Verlauf meiner inneren Erfahrung? Beweisgründe und Deduktionen gewiss nicht! Denn die leuchten mir im günstigsten Fall für den gegenwärtigen Augenblick ein und bedeuten nichts für den kommenden. Und nicht besser stünde es mit dem Satze von der Gesetzmässigkeit des Geistes oder des Vorstellungsablaufs, worin man geneigt sein könnte, für den weiteren Fortgang der inneren Erfahrung eine Bürgschaft zu suchen.

Alles, was man bisher als Errungenschaft des Geistes bewunderte, um dessentwillen der Forscher verehrt und gepriesen ward, käme hier auf die Gegebenheiten seiner inneren Erfahrung. Er hätte eben das Glück, jene Errungenschaften in ihr vorzufinden. Und auch die praktische Betätigung des Einzelnen, seine Handlungen im Guten wie im Bösen, wären Gegebenheiten der inneren Erfahrung. Es ist ein psychologischer Fatalismus, der dabei herauskommt und der sich von den übrigen Nuancen desselben nur durch die Begründung des

Unabwendbaren unterscheidet: hier die innere Erfahrung als letzte Instanz — anderwärts die Kausalität des materiellen Geschehens oder die Vorherbestimmung von seiten eines, wie auch immer interessierten Weltenlenkers. Aber es wäre nicht der rühmenswerte Fatalismus der Starken, die sich vor der Gewalt des äusseren Schicksals beugen, das gerade ihnen, in den Rückstössen auf ihre eigene Aktivität, besonders übermächtig und fühlbar entgegentritt; sondern jener feige Fatalismus der Geschwächten, die ängstlich nach stets neuen Mitteln trachten, um sich der Verantwortung für ihr eignes Tun und mehr noch für ihr eignes Wollen zu entheben.

Unser Geist wäre durch solchen Fatalismus zu der Rolle eines müssigen Zuschauers verurteilt, der sich allen und jeden Inhalt lediglich geben lässt. Er hätte nur abzuwarten und zu betrachten, was weiter kommt. Durch welche Eigentümlichkeiten er das vermag, danach ist leider dann nicht mehr die Frage. Es wäre naiver Realismus, angewandt auf psychische Inhalte, auf psychische „Realitäten".

Für einen Menschen, der sich in solcher Weise den Gegebenheiten seiner inneren Erfahrung preisgegeben vermeinte, wäre keine Überzeugung mehr möglich, ja, dem alten Kreterschlusse gemäss, im Grunde nicht einmal die von der Richtigkeit seines Glaubens an jene Variabilität aller wissenschaftlichen Grundsätze, seine eigenen eingerechnet u. s. f. So bliebe für ihn alles sonst Objektive, sei es Wirklichkeitsanschauung, sei es Wahrheitserkenntnis, rein subjektives Erlebnis, und die Variabilität alles Bestandes machte jedes Ziel und jedes Urteil, jede wissenschaftliche, künstlerische, ethische Bestrebung zur momentanen Marotte. —

Wir können nicht sagen, ob eine derartige Welteinrichtung möglich oder unmöglich wäre, die unsrige ist es jedenfalls nicht. Unsre inneren Erlebnisse sind andrer Art. Auch

können wir nicht wissen, ob nicht irgend eine metaphysische und ausserhalb des Bereiches aller Voraussicht liegende Katastrophe eintritt, die jedem inneren Erlebnis in unsrem Sinne ein Ende macht, die eine Welt ohne Objektivität und Kausalität zur inneren Erfahrung bringt und den Wert aller Formen, in denen bisher Objektives geschaut und gedacht wurde, auslöscht; indes unsre Welt wäre dies dann nicht mehr. Der Inhalt einer solchen Welt würde in keiner wie auch immer gearteten Beziehung zu dem der unsrigen mehr stehen können, ja, nicht einmal mehr in einer zeitlichen; denn die Zukunft, von der wir sprechen, gehört zu dieser, wie die Zeit selbst. Mit dem Eintritt eines solchen Wandels wäre — um kantisch zu reden — die Einheit der „transcendentalen Apperception" entzwei gerissen, und alles Denken versagt für einen Zustand, dessen erste Bedingung darin bestünde, dem Gefüge der uns umspannenden Zusammenhänge, der anschaulichen wie der gedanklichen, enthoben zu sein.

So steht es mit den Konsequenzen einer Denkrichtung, die, um ja recht sicher zu gehen, in der Berufung auf die Tatsache die einzige Instanz alles Wissens sucht. Und die philosophische Folge daraus: was Empirie gegeben hat, das kann sie auch nehmen; was aber keine Empirie nehmen kann, das kann auch nicht in Empirie seinen Ursprung haben.

Kapitel II.

Der Empirismus der Sensualisten.

Gegen die Gefahren, die sich an der extrem empiristischen Denkart so leicht aufzeigen lassen, pflegt aller Empirismus blind zu sein — und es gibt dessen viele Varianten. Wohl gelten Begriffe und Gedanken nur selten als gegeben. Als Korrektur dagegen dient aber weniger jenes philosophische Bedenken, dass dadurch die Sicherheit und der Sinn der Erkenntnis untergraben werde, als vielmehr ein gewissermassen ins Psychologische übersetzter Materialismus. Denn es ist die gleiche prinzipielle Verirrung und Beschränktheit, die auf der einen Seite einzig das Materielle, als das mit den Sinnen Erfassbare, für wirklich ansieht, den Geist aber zur Begleiterscheinung oder Funktion der Materie macht, und die auf der andern, in sensualistischer Tendenz psychische Gebilde nur dann als solche gelten lässt, wenn sie von Sinnesempfindungen — nicht etwa nur angeregt oder beglaubigt, sondern — konstituiert werden. Wir kommen damit zum Empirismus der Sensualisten.

Man kann folgendes den klassischen Fehlschluss des Sensualismus nennen: da Allgemeinvorstellungen und Begriffe nicht hörbar, sichtbar, tastbar sind, so schliesst er, dass es dergleichen streng genommen in der Seele überhaupt nicht gebe; während er schliessen sollte: da es dergleichen gibt, so sind Sichtbarkeit, Hörbarkeit, Tastbarkeit keine Kriterien für Bestand und Eigenart psychischer Komplikationen.

Durch diesen falschen Schluss entgeht der Sensualismus zwar bis zu einem gewissen Grade den Verwirrungen hin-

sichtlich des Problems der Gegebenheit, auf deren unhaltbare Konsequenzen wir im Vorhergehenden hinzuweisen suchten; denn als gegeben kann ihm nur das sinnlich Wahrnehmbare gelten. In der genaueren Bestimmung desselben aber bleibt ihm noch immer eine Reihe von irreführenden Möglichkeiten offen. Mancher wird Vorstellungen ganzer Gegenstände — mitsamt den sie verknüpfenden Beziehungen — als Vorstellungen der Sinne ansprechen und gelten lassen; so jeder, der in der üblichen Weise Tatsachen als in der Wahrnehmung gegeben ansieht. Man kann aber auch Wert darauf legen, dass von den Gegenständen streng genommen nur ihre jedesmaligen Erscheinungsweisen wirklich durch die Sinne gegeben seien, und dass die Beziehung von der sinnlich gegebenen Erscheinungsweise auf erscheinende Gegenstände, sowie die Beziehungen zwischen diesen, erst im Bewusstsein erzeugt werden müsse.

Und schliesslich dürfte auch die Annahme, dass solche sinnlichen Erscheinungsweisen bestimmter Gegenstände als letzte Daten zu gelten haben, einer tiefer dringenden Kritik nicht standhalten. Vielmehr steht es derselben frei, bei ihrer Analyse bis auf das rein momentane und in jedem Moment wechselnde Bewusstsein bestimmter Empfindungsqualitäten zurückzugehen, welche auch ihrerseits zu Erscheinungsweisen von Gegenständen durch eine komplizierte Art der Sonderung und Gruppierung im Bewusstsein erst werden müssen. Die letzte Ansicht blickt jedenfalls tiefer.

In all diesen Wendungen gerät der Sensualismus zugleich in Berührung mit einer Aufgabe, die von alters her einen wichtigen Teil philosophischen Denkens in Anspruch nimmt. Indem er das Bereich des Gegebenen, wenn auch von verfehlten Gesichtspunkten aus, kritisch beschränkt, muss er Sorge tragen, die aus diesem Bereiche ausgeschalteten

Bewusstseinsinhalte in ihrer Abhängigkeit von den ihm zugehörigen, darzustellen oder zu entwickeln. Denn was nicht selber zu den letzten Gegebenheiten gehört, muss sich als Komplikation oder Derivat von solchen begreifen lassen.

Das Problem der Gegebenheit gerät dadurch in eine eigentümliche Wechselbeziehung zu dem der Entwickelung: je weiter man den Titel der empirischen Gegebenheit auf immer einfachere Bewusstseinsgebilde zurückdrängt, umsomehr wächst und verwickelt sich die Aufgabe, aus den anerkannten Gegebenheiten die übrigen höheren abzuleiten. So hat sich auf der gemeinsamen Grundlage des Empirismus eine Reihe von unter sich höchst verschiedenartigen Richtungen herausgebildet: wer nur die Sinneseindrücke als gegeben gelten lässt, muss klarlegen, wie sich aus ihnen alle höheren Bewusstseinsinhalte zu ihrer Einheit entwickeln; wer Vorstellungen ganzer Gegenstände als gegeben ansieht, muss dartun, wie sich aus diesen noch Begriffe und Gedanken und in ihnen die Wissenschaft überhaupt entwickelt; oder wenigstens zeigen, welche systematische Stellung derselben gegenüber jenen anerkannten Gegebenheiten zukommt.

Kapitel III.

Die Gegebenheit der Tatsachen und die Wissenschaft als Beschreibung.

Bei dem Zutrauen, das der Satz von der Gegebenheit der Gegenstandsvorstellungen und Tatsachen allseitig geniesst, stehen denn auch diese letzten Fragen heutzutage im Mittelpunkt des Interesses; und zwar in der Diskussion einer Behauptung, die in der Philosophie so gut wie in der Naturwissenschaft, ja selbst in der Mathematik, Bürgerrecht gewonnen zu haben scheint, und die besagt: alle Wissenschaft sei nichts, als Beschreibung gegebener Tatbestände.

Dass diese Behauptung auf der Gegebenheit von Tatbeständen fusst, würde allein genügen, ihre Haltlosigkeit aufzudecken; denn, was wir oben leicht nachweisen konnten als Konsequenz einer Ansicht, die sogar die Gedanken zu Gegebenheiten degradierte, das gleiche folgt auch aus der Annahme gegebener Tatsächlichkeiten: die Gesetzmässigkeit des Geschehens, welche die populäre Anschauung überall voraussetzt, wird durch die bezeichnete Annahme ihrer Garantieen beraubt, und an die Stelle klaren Wissens um Gesetzmässigkeit und Notwendigkeit des Geschehens — wonach auch die Zukunft unter Annahme bestimmter Voraussetzungen bestimmbar wird —, tritt der Glaube, das „believe“, dass die Gegebenheiten sich auch in Zukunft den in den Grundsätzen der Wissenschaft formulierten Regeln fügen werden.

Der Begriff der Erklärung wäre durch solche Annahme offenbar allen Wertes beraubt; denn Erklärung erscheint ihrem Begriffe nach ohne Einsicht in die Notwendigkeit des Ge-

schehens ausgeschlossen. Indes es ist nicht anzunehmen, dass ein Vertreter des Beschreibungs-Gedankens auf diesen Hinweis hin kapitulieren würde. Er würde vielmehr entgegnen, dass es eine völlig unberechtigte Forderung sei, mehr als jenes „believe“ zu verlangen, dass ihm dies believe völlig genüge; und dass er seinen Begriff der Beschreibung in bewusstem Gegensatz zu allen denen aufrecht erhalte, die von der Wissenschaft Erklärung oder Einsicht in unbedingte, auch für die Zukunft gültige Notwendigkeiten verlangten. Statt den Beschreibungsgedanken in seinen Voraussetzungen zu widerlegen, müssen wir deshalb versuchen, ihn auf dem Wege einer immanenten, auf seine Konsequenzen abzielenden Kritik zu entwaffnen, wenn wir uns bei seinen Vertretern Gehör verschaffen wollen.

Der Begriff der Beschreibung ist zu seiner erkenntnistheoretischen Würde von Vertretern der Naturwissenschaft erhoben worden. Für diese lag der Beweggrund zu der scheinbaren Bescheidenheit, ihre eigenen Resultate als blosse Beschreibungen zu kennzeichnen, zum guten Teil in der sachlich nicht unberechtigten Tendenz, die Forderungen einer übertriebenen Wissbegier abzulehnen, nach denen die Wissenschaft an allem alles, sein Wie, Warum, Wann und Wo in seiner Notwendigkeit erklären und ausser seiner Beschaffenheit womöglich noch die Gründe des Daseins solcher Beschaffenheiten überhaupt rechtfertigen sollte. Was Kraft ist, z. B., diese Frage lässt sich in so populär-metaphysischer Fassung allerdings nicht beantworten; und noch weniger lässt sich irgendwoher die Notwendigkeit ableiten, wieso es überhaupt dergleichen geben muss. Nur hat man zu untersuchen, warum das nicht angeht; und dabei hätte die richtige Abwehr solcher Forderungen in einer Diskussion und Reinigung jenes metaphysisch überspannten Begriffs der Erklärung bestehen

müssen. Aber die empiristische Naturwissenschaft hatte in ihren Rüstkammern keine Waffen, die geeignet gewesen wären, den Begriff der Erklärung gegen jenes Übermass von Forderungen abzugrenzen; und so wusste sie sich keinen andern Rat, als den Machtspruch von der Beschreibung. Ausserstande in der Form und Methode der wissenschaftlichen Betrachtung Garantieen für deren Sicherheit nachzuweisen, setzte sie das Objekt der Erkenntnis in materialistisch-sensualistischer Weise als gegeben voraus, um es dann allein für die Sicherheit der Erkenntnis verantwortlich machen zu können; statt den Begriff der Erklärung gegen übertriebene Anforderungen systematisch sicherzustellen, gab man ihn preis und ersetzte ihn durch einen terminus, dessen Doppelsinn auf der Hand liegt.

Wenn ich einen Wasserfall in seiner landschaftlichen Eigenart beschreibe, so ist das etwas anderes, als wenn ich ihn vermittelst der Gesetze von Wurf und Fall „beschreibe". Im ersten Fall ist der Sinn des Wortes „beschreiben" der althergebrachte, im zweiten entspricht er genau dem alten wissenschaftlichen Sinn des „Erklärens". Der Unterschied zwischen beiden Arten bleibt bestehen und verlangt nach Aufklärung und Bestimmung. Allerdings hat man dieselbe zu geben versucht, indem man sagte: als Wissenschaft solle diejenige Art der Beschreibung gelten, die von dem Gesichtspunkte der Ökonomie des Vorstellens geleitet sei. Diese Scheidung hat etwas Bestechendes, da in der Tat die Resultate der Wissenschaft und damit des Denkens solchem Zweck in gewisser Weise zu entsprechen scheinen; — wiewohl sofort der Einwand naheliegt, dass es für den Haushalt der Seele — zumal für den Einzelnen — viel ökonomischer wäre, überhaupt nicht zu denken; und dass man im Denken auch gar nicht etwa die vielen Fälle, die man sonst einzeln vorstellte,

wie behauptet, nun auf einmal vorstellt (Avenarius). Man müsste vielmehr sagen, dass man überhaupt keine einzelnen Fälle mehr vorstellt, sondern ganz etwas anderes und zwar nicht vorstellt, sondern eben denkt.*)

Ferner könnte man auch zuweilen in der unwissenschaftlichen Art der Beschreibung sehr ökonomisch verfahren, ohne dass man dabei in die wissenschaftliche hineinzugeraten brauchte; und umgekehrt pflegen wissenschaftliche Beschreibungen trotz der Ökonomie, die sie als gedankliche Leistungen ihrer Natur nach besitzen sollen, häufig genug recht breit und unökonomisch auszufallen. Bei alledem aber bleibt doch das Mehr oder Weniger dieser Ökonomie belanglos für die Frage, ob man es mit einer wissenschaftlichen Beschreibung zu tun habe oder nicht. Und das ist, neben der fälschlich angenommenen Gegebenheit der „Tatsache“, der entscheidende Mangel jener Lehre, die das Kriterium der wissenschaftlichen Beschreibung in ihrer Ökonomie sucht: dass dieses Kriterium nicht hinreichend ist, die wissenschaftliche Beschreibung von der unwissenschaftlichen, die wissenschaftliche Ökonomie von der unwissenschaftlichen zu unterscheiden. So aber steht es, weil durch den Hinweis auf die Ökonomie wohl gewisse Nebenerfolge, aber nicht die Mittel und Methoden des Denkens gekennzeichnet sind, kraft deren es zu der dem Gegebenen gegenüber „ökonomischen“ Vorstellungsweise gelangt und überhaupt gelangen kann.

So ist mit der Behauptung von der Ökonomie des wissenschaftlichen Beschreibens wenig gewonnen, solange man die eigentümlichen Arten und Voraussetzungen der psychischen Umformung unerörtert lässt, an die jene

*) Es sei mir gestattet, diesen Unterschied vor der Hand undiskutiert beizubehalten; seine genauere Besprechung kann erst später erfolgen.

Ökonomie gebunden ist. Wer sich aber näher mit dieser Umformung befasst, wird zum Schluss schwerlich noch besonderes Gewicht legen auf die ganz äusserliche Analogie mit der Naturwissenschaft und ihrem Prinzip des kleinsten Kraftmaasses, in welche Erkenntnistheorie und Psychologie selber durch das Ökonomieprinzip gerückt werden sollen. Der Naturwissenschafter durfte die Möglichkeit der Beschreibung als etwas Selbstverständliches voraussetzen; der Psychologe unterliegt der Verpflichtung, diese Möglichkeit aus dem Bereich seiner eigenen Kenntnis begreiflich zu machen.

Zu diesem Behufe steht ihm von alters her der Begriff der Repräsentation*) oder Vertretung zur Verfügung. Man hat den Versuch gemacht, alle Probleme des Denkens und der Logik überhaupt auf dieselben zurückzuführen. Die Beschreibungslehre war damit in gewissem Sinne lange vor ihrem heutigen Populärwerden vorweggenommen; zum mindesten ist sie leicht mit jenen Begriffen zur Deckung zu bringen. Beschreibung eines Tatbestandes ist darnach, kurz gesagt, identisch mit dem Zusammenstellen von Worten, die geeignet sind, denselben zu vertreten; wissenschaftliche Beschreibung im Sinne des Ökonomieprinzips: Zusammenstellen solcher Worte, die für möglichst grosse Mengen von psychischen Tatbeständen repräsentierend, oder wie man heute zu sagen liebt, symbolisch eintreten können. Die Beziehung des Wortes zum Begriff stellt sich dabei so, dass der Begriff zu gelten hat als Bereich oder Inbegriff solcher Inhalte, die von den gleichen Worten gleichzeitig vertreten werden können. Neben dieser symbolischen Beziehung des Wortes auf die dinglich bestimmten Vorstellungsinhalte kann

*) Berkeley, Treatise on the Principles of Human Knowledge, Einleitung XII.

ferner eventuell noch die Beziehung dieses Inhalts auf seine mannigfaltigen sinnlichen Erscheinungsweisen hervorgehoben werden. Letzteres im Sinne der sensualistischen Tendenz. Denn im Sinne des Sensualismus ist die Beziehung des Dinges zu seiner Erscheinung um die es sich hier handelt, bereits die eines „vieldeutigen Symboles zu einer bestimmten seiner Bedeutungen“ (Cornelius, Psychologie als Erfahrungswissenschaft, Teubner, 1897, p. 252).

Diese Anschauung von der Vertretung oder Symbolisierung sinnlicher Gegebenheiten durch Dingvorstellungen und des ferneren durch Begriffe lässt sich nur leider ohne Schaden für den Sinn auf den Kopf stellen. Statt zu sagen Dingvorstellungen und Begriffe, haben die Aufgabe, frühere Empfindungsdaten resp. sinnliche Erscheinungsweisen zu symbolisieren, könnte man auch umgekehrt den Sinn der sinnlichen Erscheinungsweisen darin suchen, die Dingvorstellungen und die Begriffe zu symbolisieren, resp. dieselben provisorisch zu vertreten. Denn schliesslich kommt es doch auf diese, zumal für die Wissenschaft, mehr an, als auf die ohne sie bedeutungslosen sinnlichen Erscheinungsweisen, in denen sie sich den einzelnen Subjekten in endloser Variabilität offenbaren. Ja, in der Losgelöstheit von den Zufälligkeiten vergangener subjektiver Erlebnisse beruht gerade erst die eigentümliche Bedeutung der Dingvorstellungen und Begriffe, und der Wert, den sie für das menschliche Wissen, Sichverständigen und Handeln besitzen, — als welches ohne sie unmöglich wäre.

Es ist keine Willkürlichkeit, wenn ich hier auf diese Wertfrage hinweise, denn die Behauptung, eine gewisse Spezies von Gebilden werde durch eine andre symbolisiert, involviert stets implicite ein Urteil über das Wertverhältnis der betreffenden Gebilde und zwar zu Gunsten der sym-

bolisierten. Und so ist es offenbar ein bedenklicher Ausfluss empiristisch-sensualistischer Überschätzung des sinnlich Gegebenen in seiner Bedeutung für die Erkenntnis, wenn man Sinn und Wert der Dingvorstellungen und Begriffe in der Symbolisierung subjektiver Empfindungsdaten sucht.

Indes man möge andrerseits diesen Streit über die Wertpriorität von Empfindung und Begriff und über die Frage, was von beiden rechtmässig als Symbol, was als Symbolisiertes zu gelten habe, in seiner Wichtigkeit nicht überschätzen: im Grunde verschleiern derlei Ausdrücke nur das recht beträchtliche Bündel von Problemen, die in dem begrifflichen Denken und seiner Bedeutung für Wirklichkeitsanschauung und Wissenschaft enthalten sind. Die Ausdrücke des Symbolisierens und Repräsentierens, so gut, wie der der Beschreibung, sind diesen Problemen gegenüber tatsächlich machtlos. Und erst im Hinblick auf diese, in der Komplikation mit den Problemen der Logik, werden die Schwierigkeiten, in die sich die sensualistische Psychologie durch Adoption des Prinzips der Beschreibung verstrickt, in ihrem ganzen Umfang und in ihrer ganzen Unüberwindlichkeit deutlich.

Beschreibung kann stets nur Beschreibung eines Gegebenen sein. Das Gegebene, das die Psychologie voraussetzt, — sobald sie überhaupt den terminus der Beschreibung aufnimmt — war das Material sinnlich anschaulicher Vorstellungen, wie es in bestimmter Folge unser Bewusstsein erfüllt. Nun kann sie natürlich nicht blindlings irgend welche Folgen von Bewusstseinsinhalten irgendwelcher Persönlichkeiten beschreiben wollen; nicht jede Inhaltsfolge interessiert sie. Vielmehr nur solche, die den Typus gewisser allgemeiner Bewusstseinsleistungen bilden. So interessieren sie Fragen nach den typischen Abwandlungen der Vorstellungen beim ästhetischen Schauen, oder beim Auffinden der Mittel

zur Ausführung bestimmter Zwecke. Ist dem aber so, so muss die Bestimmung und Disposition jener typischen Leistungen im Sinne ihrer logischen Sonderung und Gruppierung vorangegangen sein, ehe man an ihre Beschreibung herantreten kann: man muss wissen, was für eine Leistung gemeint ist, ehe man anfängt zu beschreiben. Kurz, die Beschreibung setzt eine logische Bearbeitung des gegebenen Materials voraus. Der Glorienschein absoluter Objektivität geht ihr damit allerdings verloren. Es ist ein immer wiederkehrender Anlass psychologischer Streitigkeiten, dass man an ein Beschreiben psychischer Leistungen geht, ehe man sich über ihren Sinn verständigt hat; ja, dass man diesen Sinn statt durch Definitionen geradezu durch beschreibende Illustrationen festzulegen sucht, die man dann für typisch ausgibt.

Solche dispositionelle Besinnung muss offenbar jeder wissenschaftlichen Beschreibung vorangehen, wenn man nicht — den Begriff der wissenschaftlichen Beschreibung so erweitert, dass man jene Disposition der Erscheinungen ihm selbst zurechnet und dieselbe zum ersten Stadium der Beschreibung macht. Ein Vertreter der Beschreibungslehre könnte sagen, wenn ich die Beschreibung selbst beschreiben will, so finde ich als erstes Stadium derselben die Disposition des zu Beschreibenden vor. Es fragte sich für ihn nur, wo ihm die wirklich typische Beschreibung als Gegenstand seiner eigenen Beschreibung gegeben sei; und ob ihm nicht als wahrer Typ der wissenschaftlichen Beschreibung ein Fall psychischen Geschehens entgegengehalten werden könnte, der sich von dem ihm vorschwebenden erheblich unterschiede; so dass hier von dem psychischen Akte der Beschreibung selber gilt, was vorhin von der Beschreibung psychischer Akte überhaupt zu sagen war: dass man nämlich

erst festlegen muss, was mit dem terminus „Beschreibung" gemeint sein soll, ehe man sich an die Beschreibung des psychischen Aktes der Beschreibung heranmachen darf.

So leuchtet ein, dass der terminus der Beschreibung — auch abgesehen von seiner unlösbaren Verkettung mit dem Problem der Gegebenheit resp. mit der Annahme gegebener Tatsächlichkeiten — für das in ihm gemeinte Verhalten des menschlichen Geistes sich schwerlich halten lässt: da es nichts als eine petitio principii ist, wenn ein Psychologe oder Erkenntnistheoretiker die Forderung der Beschreibung von Anfang an zur Richtschnur seiner Untersuchungen machen wollte.*) Dass von dem Begriffe der Erklärung solange er nicht genauer bestimmt ist, dasselbe gilt, lässt sich aus einem analogen Schluss leicht folgern.

Indes vielleicht könnte ein Verteidiger des Beschreibungsgedankens diesen Konsequenzen sich zu entziehen hoffen, indem er formell darauf verzichtete die Forderung der Beschreibung axiomatisch seinen psychologischen Untersuchungen voranzustellen. Durch eine vorsichtige Definition könnte er dann immer noch den Begriff der Beschreibung für die Resultate seiner Untersuchungen passrecht machen. Dieser entlegenen, dialektisch-formalen Möglichkeit mögen die folgenden Erwägungen abschliessend begegnen.

Wer als Psychologe den Inhalt des Bewusstseins eines andern — oder auch den seines eigenen in einem früheren Momente — „beschreibt", ist stets dem Missverständnis ausgesetzt, dass die Worte, die er als Beschreibender verwendet, dem andern als gedankliche Besinnung über den Inhalt seines Bewusstseins angerechnet werden.

Es ist die gleiche Schwierigkeit, die es streng genommen

*) Wie z. B. Cornelius, Psychologie als Erfahrungswissenschaft, 1897, p. III u. 3ff.

unmöglich macht, das Vorstellungsleben der Tiere zu beschreiben, und die in der Psychologie des menschlichen Seelenlebens vielleicht am deutlichsten hervortritt, wenn man bestimmen will, was einem andern s c h e i n e. Man weiss dabei nie, ob dem andern nur das von den Begriffen Bezeichnete oder auch diese selbst, als besondere Inhalte, oder vielleicht auch die sie ausdrückenden Worte gegenwärtig sein sollen. So stösst man etwa mit der Behauptung, „dem künstlerisch Betrachtenden scheine der Gegenstand seiner Betrachtung belebt“, leicht auf den Einwand, dass derselbe im Augenblick künstlerischer Versunkenheit von Belebtheit oder Unbelebtheit nicht das Geringste wisse, und dass Gedanken über dergleichen seinem Zustande völlig fremd seien. Es liegt der Versuch nahe, diesem Einwand damit zu begegnen, dass man ihm recht gibt, insofern er sich gegen die Bewusstheit des Wortes „Belebtheit“ in der Seele des ästhetischen Betrachters wendet. Das Wort, könnte man sagen, brauche nicht bewusst zu sein, wohl aber dasjenige, worauf es passe. Aber diese Wendung hebt die Schwierigkeit nur scheinbar; sie beruht auf der Voraussetzung, dass ein Bewusstseinsinhalt derselbe sein und bleiben könne, gleichviel, ob er zum Worte führe oder nicht; und gleichviel auch, zu welchem Worte er führe. Diese Voraussetzung ist in der Tat gemacht worden. Der Hinzutritt des Wortes zu einem Bewusstseinsinhalt, soll wie der jedes andern sinnlichen Bestandteils des Vorgestellten, nur der Erfolg einer Association sein, die von jenem Inhalt, wie er ist, mobilisiert sei. Man vergisst dabei nur, dass bei weitem nicht jeder Bewusstseinsinhalt zu solcher associativen Herbeiziehung des Wortes sozusagen reif ist. Um das rechte Wort finden zu können, muss man zu der rechten Anschauung von der Sache durchgedrungen sein; und schon das „unrechte“ Wort verlangt eine bestimmte F o r m u n g der Anschauung, die nicht

gegeben ist. Und nicht mehr um eine blosse Vermehrung, oder um einen blossen Wechsel des vorgestellten Materiales handelt es sich hier, sondern um eine besondere Art der inneren Umgestaltung desselben.

Die Bewusstseinskomplexe, mit denen das Wort in associativer Verbindung steht, müssen sich erst in dem fluktuierenden Material des Bewusstseins isoliert und ihrer Umgebung gegenüber zu relativer Stärke und Dauer gefestigt haben, bevor von einer Verbindung mit dem Worte überhaupt die Rede sein kann. Diese Verbindung muss also vorbereitet sein durch einen Prozess, in welchem nicht etwa nur bereits vorhandene Vorstellungskomplexe in ihrer Energie für das Bewusstsein sich ausbalancierten, sondern in welchem sich diese für die Wortwahl bestimmenden Komplexe überhaupt erst zu ihrer Einheit*) zusammenschlossen, in welchem sie wurden.

Wer für die sogenannte „Phänomenologie" des Bewusstseins interessiert ist, wird die Notwendigkeit eines solchen Prozesses ungern zugestehen; denn es handelt sich dabei um ein Zugeständnis, das den Wert dieser Phänomenologie erheblich mindert. Muss die Wortwahl vorbereitet werden durch einen besondern Prozess der Umformung des Vorstellungsmaterials, so ist das Zugeständnis unabweislich, dass das Wort zur genaueren Bezeichnung des noch nicht so umgeformten Materials versagt. Denn es besagt dabei stets zuviel. Ich erinnere nochmals an die Beschreibung tierischer

*) Der Versuch, die Bildung dieser Einheiten auf Association zurückzuführen, würde auch, wenn er gelänge, gegen den Unterschied nichts beweisen können, der hier zwischen den verschiedenen Stadien des Überganges eines noch ungeordneten Inhalts zu Ordnung und Erkennbarkeit andeutungsweise gemacht ist. Dass der Begriff der Association hier versagt, kann erst später erwiesen werden.

Bewusstseinsvorgänge; und leider hat man es auch beim Menschen zumeist mit einem in obigem Sinne noch ungeformten Materiale zu tun. Eben damit aber entfällt die Möglichkeit der Beschreibung im Sinne einer Phänomenologie des Bewusstseins, und auch umgekehrt die einer Phänomenologie des Bewusstseins im Sinne der Beschreibung.

Kapitel IV.

Der Sensualismus und das Problem des Denkens.

Von der soeben erörterten methodologischen Schwierigkeit, aus der es im Grunde einen Ausweg nicht gibt, hat die Psychologie sich teilweise dadurch zu befreien gesucht, dass sie sich Theorieen zuwandte, die die Notwendigkeit jener Umformung zurücktreten und ihre Bedeutung verschwinden liessen.*) Dieselben laufen im letzten Grunde darauf hinaus, das Denken in das anschauliche Vorstellen zu nivellieren, den eigentlichen Charakter des Wissens in eine blosse Richtigkeit des sinnlich anschaulichen Vorstellungsablaufs zu verlegen. Mochte dann „das Wort" zur präziseren Bestimmung versagen, so diente es eben — wenn auch in einem recht ärmlichen Sinne als Mittel zu mehr andeutender Bezeichnung der richtigen Vorstellung und erfüllte so die bescheidenen Dienste, die die Phänomenologie ihm zumutet.

Zur Illustration für jene Nivellierung des Denkens mag etwa folgender Satz dienen, der sich als ein Hauptthema durch die Grundzüge der Logik**) von Lipps hindurchzieht: die Aufgabe des Denkens sei damit zu charakterisieren, dass es die durch die Wahrnehmungen gegebenen einzelnen Objekte des Vorstellens durch Hinzufügung anderer zu einem lückenlosen Zusammenhang zu ergänzen habe (No. 10, 24 und sonst oft). Soweit der Geist an der Herstellung dieses lücken-

---

*) Vgl. bereits Berkeley, Treatise, Einleitung, besonders XXIV und XXV.

**) Th. Lipps, Grundzüge der Logik, Hamburg und Leipzig. L. Voss. 1893.

losen Zusammenhanges arbeitet, denke er. Sieht man einmal von dem Grundfehler ab, dass auch hier Bestandteile des schliesslich zu erzeugenden Zusammenhanges als „unmittelbar in der Wahrnehmung gegeben“ gelten, so scheint der Satz zunächst ganz einleuchtend.

Indes, was heisst hier lückenlos? Offenbar ist die Lückenlosigkeit einer Gedankenkette eine ganz andere, unterliegt ganz anderen Kriterien, als diejenige eines materiell erfüllten Raumes oder die einer ununterbrochenen Geschehensreihe; so ist der Begriff der Lückenlosigkeit sehr vieldeutig. Man könnte auf den Gedanken kommen, dass es nach Lipps so viele Arten des Denkens geben solle, als sich Arten von Lückenlosigkeit — das heisst, mit andern Worten, von Zusammenhängen des Vorstellens — namhaft machen liessen; wie ja in gewissem Sinne alle Logik nichts anderes ist, als die Klarstellung und Formulierung solch immer wiederkehrender Arten von Zusammenhängen. Lipps selbst bleibt in manchen seiner Ausführungen keineswegs bei dem raumzeitlichen Zusammenhange des Wahrnehmbaren stehen, auf den sich jene Ergänzung, der ersten Formulierung nach, beschränken zu sollen scheint; er kennt sehr wohl daneben die Lückenlosigkeit in dem Aufbau immer allgemeinerer Gesetze.*)

Aber leider entzieht er solcher freieren Deutung stets selbst wieder den Boden: bei der Ergänzung der gegebenen Wahrnehmungen zu lückenlosem Zusammenhange handelt es sich ihm doch stets in engerem Sinne um den Zusammenhang des anschaulich Vorgestellten, d. h. um die Kontinuität in der Folge einander ablösender Vorstellungsbilder. So heisst es etwa von der „vorgestellten Welt“ (als dem allgemeinsten Gegenstande des objektiv materialen Urteils

*) Z. B. ibid. No. 432 Anfang.

[No. 148]), dass sie aus den „räumlich und zeitlich geordneten und ausgedehnten, im übrigen qualitativ bestimmten Inhalten unserer Wahrnehmungen sich aufbaut"; und da nun alles Denken nichts sein soll, als der Aufbau dieser Welt (No. 10), so besteht für Lipps die dazu erforderliche Ergänzung, und damit das Denken selbst doch eben lediglich in der Einfügung von Vorstellungsobjekten zwischen die Gegebenheiten der Wahrnehmung; und das Denken ist nivelliert zu einem Vorstellen einzelner Objekte.

In dieser Wendung zeigt sich zugleich deutlich die eigentümliche Unterschätzung der Bedeutung des Begriffs für die Erkenntnis, wie sie der sensualistischen und dem Beschreibungsgedanken zugewandten Psychologie überhaupt zu eigen ist: ohne Aussicht bemüht, den Inhalt des Bewusstseins mit ihren Mitteln in jenem Stadium zu erkennen, wo ihn die zur Erkenntnis, d. h. zur Fixierung in Wort und Begriff erforderliche Umformung noch nicht betroffen hat (vgl. voriges Kapitel), ignoriert sie überhaupt Bestand und Gang dieser Umformung, schiebt für die Richtigkeit des Denkens die Richtigkeit des Vorstellens ein und verdächtigt so die Bedeutung und den selbständigen Wert der Begriffe. Aus dieser Tendenz stammen auch die vielfachen Versuche, alle Wissenschaft auf die Ungenauigkeit der Erinnerung und die anfängliche Verwechslung des Ähnlichen zu gründen; in der Meinung, auf solche Art die Subsumierbarkeit verschiedener Vorstellungen unter den gleichen Begriff aufs einleuchtendste aus dem Gegebenen heraus verständlich zu machen.

Als eine Stichprobe für die Konsequenzen jener phänomenologisch gestimmten Theorie, die aus dem Denken ein anschauliches Vorstellen zu machen sucht, sei hier noch kurz des Problems der Negation gedacht. Darüber heisst es bei Lipps: Position und Negation bedeuten nur die „Bewusst-

werdung verschiedener Seiten desselben psychischen Tatbestandes".*) „Tatbestand" allein oder auch „physischer Tatbestand" würde sich allenfalls verstehen lassen, zumal es gleich darauf von jenem Tatbestande heisst: er bestehe in einer solchen Beziehung von Objekten, die eine bestimmte Art des Vorstellungsablaufs objektiv notwendig machte. Aber leider hat es mit diesem „psychischen Tatbestande" eine andere Bewandtnis; er wird obwohl er doch selbst „psychisch" sein soll, dem Vorstellungsablauf als etwas an sich Existentes entgegengesetzt: er macht eine „bestimmte" Art des Vorstellungsablaufs notwendig und es wird nun dieser Bestimmtheit gegenüber zur Nebensache ob ein positives oder negatives Urteil dabei herauskommt. So wird das eigentlich logische Problem einfach beiseite geschoben und in seiner Wichtigkeit diskreditiert: es soll die Einsicht genügen, dass ein bestimmter Vorstellungsablauf verschiedenen Urteilsformen zu Grunde liegen kann. Für eine Richtung, die die Logik als Psychologie und das Denken als Vorstellen aufzufassen sucht, ist das natürlich eine sehr kurzsichtige Taktik. Denn eine psychologische Logik müsste gerade die scheinbar rein logischen Unterschiede als Unterschiede psychischer Tatbestände nachzuweisen suchen. Indem sie das Gegenteil anstrebt, macht gerade sie die Logik zu etwas Ausserpsychologischem; und wenn man es konsequent nimmt, das Denken zu etwas Ausserpsychischem.

In jedem Fall lässt man solcherart das Denken lediglich als anerkennende und ordnende nicht aber als erzeugende und umbildende Potenz für die psychischen Phänomene in Betracht kommen; womit auch diese letzteren in ein falsches Licht geraten. Denn sie verlieren dadurch den ihnen eigentümlichen Charakter des inneren Wachstums mit seiner

*) Lipps Grundzüge der Logik No. 63.

Veränderlichkeit und Bewegtheit und erstarren gleichsam zu — nach mechanischem Gesetz -- einander ablösenden Bildern; zu eben jenen „gegebenen Tatbeständen", an denen nun — Ironie der Logik — das in ihnen vernachlässigte und ignorierte lebendige Denken der Wissenschaft doch unbeirrt seines Amtes waltet. —

War in den angeführten Fällen wenigstens eine gewisse Scheinbarkeit den empiristischen Konstruktionen nicht abzusprechen, so tritt der Grundfehler derselben ganz unverhüllt und mit geradezu dogmatischer Härte zu Tage, wenn behauptet wird: dass wir sogar die Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten der Inhalte unmittelbar an diesen „vorfänden"; und dass sonach die Prägung der Begriffe selbst, resp. die Gruppierung der Inhalte und ihre Zuordnung zu bestimmten Begriffssymbolen nichts anderes sei, als Anerkennung und Beschreibung gegebener Tatsächlichkeiten.*) Man übersieht in solchen Annahmen schlankweg, dass man von Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten — und allgemein von Beziehungen —, die irgend welchen Bewusstseinsinhalten an sich selbst derart anhafteten, dass sie sich an ihnen vorfinden liessen, gar nicht reden kann, ohne in hypostasierender Weise dem Bewusstseinsinhalte eine vom Bewusstsein selber abgelöste Existenz zu vindizieren. Entsprechend lässt man dann auch einen Inhalt „Ähnlichkeiten" aufweisen oder lässt psychische Inhalte „beurteilt" werden, als ob das Urteil nicht selbst ein Inhalt wäre.*)

Mit diesem „unmittelbar Vorfinden" könnte es, wenn

---

*) Cornelius, Psychologie als Erfahrungswissenschaft, Leipzig, 1897, p. 43.

**) Vgl. Cornelius' Aufsatz über Gestaltqualitäten, Ebbinghaussche Zeitschrift XXII. p. 103 und p. 107 und ferner Psychologie als Erfahrungswissenschaft, p. 45, 46 „insofern nämlich Ähnlichkeiten nicht blos zwischen einzelnen Teilinhalten, sondern ebenso auch zwischen Komplexen unmittelbar vorgefunden werden".

auch nicht bei dem Erlebenden, so doch wenigstens bei dem psychologischen Beobachter seine Richtigkeit zu haben — scheinen. Aber das Bewusstsein — auch das des psychologischen Beobachters — findet an seinen Inhalten nichts vor, was nicht, wie alle seine Inhalte überhaupt, als sein eigenstes Produkt zu betrachten wäre; — man müsste denn den Begriff des Bewusstseins zu dem Bereiche des Sichbesinnens über anschauliche Vorstellungsinhalte verengen und seine Funktion lediglich in die reflektierende Erkenntnis verlegen wollen. Nur dann könnte allenfalls alle Vorstellung als vorgefundenes Material des Bewusstseins erscheinen.

Aber auch in dieser Wendung würde die Ähnlichkeit nicht mehr eine unmittelbare Gegebenheit, ein Bestandteil des vorgefundenen Materiales sein, sondern eine von der Erkenntnis an diesem Material vollzogene Bestimmung. Allerdings muss diese Bestimmung durch irgend eine Art gewissermassen gegebenen psychischen „Erlebens" angeregt sein, das wir dann später als Erleben eines Ähnlichkeitsbewusstseins deuten und aus allen übrigen Arten des Erlebens als eine besondere herausheben können. Aber gerade deshalb kann man nicht sagen, dass wir die Ähnlichkeit „vorfänden", unmittelbar wahrnähmen, noch auch, dass die Erkenntnis der Ähnlichkeit unmittelbar gegeben sei.*) Denn in jenem Erleben stecken wir selber und zwar als die Vorfindenden, als die, denen gegeben wird. Oder will man sagen, dass man auch sich selbst nur gegeben wird, sich selbst nur vorfindet; und zwar sich als Vorfindenden vorfindet — und sich als den den Vorfindenden Vorfindenden vorfindet u. s. f.?

Aber ich bitte diese Reihe zu integrieren und man wird

---

*) Vgl. auch hier Cornelius, Psychologie als Erfahrungswissenschaft p. 66, wo von „unmittelbar wahrzunehmenden Ähnlichkeiten gegebener Inhalte" die Rede ist.

nach der Integration mehr vorfinden als das Vorfinden. Ich meine, man wird sehen, dass alles Vorfinden, und somit auch das Vorfinden von Ähnlichkeiten, Eigentümlickeiten unser selbst voraussetzt, die das Vorzufindende mitbestimmen. Auf solche Eigentümlichkeiten unser selbst weist alles vermeintlich Vorgefundene oder Gegebene, alle Ähnlichkeit mitsamt ihren Kriterien (und somit auch des weiteren alle Prägung von Begriffen) zurück. „Ähnlichkeiten“ dokumentieren eben nicht lediglich Eigentümlichkeiten des „Gegebenen“; vielmehr — um in dem Bilde zu bleiben — zugleich solche des Empfangenden; insofern nämlich überhaupt dies Empfangende für das Gegebene von Belang ist, an dem „Gegebenen“ sich von bestimmten Gesichtspunkten aus ordnend und gestaltend, sondernd und betonend manifestiert: insofern es selbst bereits etwas in jenem vermeintlich völlig Gegebenen ist. Denn nicht direkt lässt sich dieses „Empfangende“ betrachten; sondern nur an dem, was für den oberflächlichen Blick als lediglich gegeben erscheint. Dieses aber ist stets bereits ein wenn auch nur provisorisches Werk des Bewusstseins.

An dem scheinbar Gegebenen den Schein der Gegebenheit zu zerstören, damit beginnt in gewissem Sinne die Philosophie. Und hiermit stehen wir wieder vor dem Grundfehler, der für die ganze bekämpfte Anschauung typisch ist: die Annahme, dass Gegenstandsvorstellungen nebst den sie verknüpfenden Beziehungen gegeben seien, ist nicht zu halten. Was dem Bewusstsein gegeben ist, das ist an sich weder gegenständlich noch nicht-gegenständlich — das Bewusstsein macht es erst dazu. Und in jeglichem Inhalt, sofern er überhaupt zu einer Einheit zusammengefasst ist, muss die Eigenmächtigkeit, wenn man will, die Spontaneität des Bewusstseins anerkannt werden; ein Anerkenntnis, durch das die Möglichkeit, jenen Inhalt als gegeben zu qualifizieren, dahinfällt.

Kapitel V.

Die Gegebenheit der Empfindung und das Problem des Aufbaus.

Der Widersinn, den die eben erörterten Gegebenheitsannahmen enthalten, lässt sich so gut wie aus ihren Konsequenzen, so nicht minder aus ihren Voraussetzungen einsehen. Was wir die Wahrnehmung eines Gegenstandes nennen, enthält rein zeitlich bereits die Wahrnehmung einer unendlichen Reihe von Sinnesdaten, anders ausgedrückt: eine unendliche Reihe von Teilwahrnehmungen. Diese sind in der Tat „gegeben". Dabei ist aber die Reihenfolge, in welcher die Sinnesdaten sich wechselnd uns darbieten, durchaus nicht identisch mit irgend einer Reihenfolge von Zuständen des Objektes, auf das wir die dargebotenen Sinneseindrücke beziehen. Trotzdem gelangen wir zur Anschauung ruhender Objekte, „sehen wir" statt des dargebotenen Veränderlichen der Sinnesdaten das Konstante des Gegenstandes.

Man suche das Wunderbare dieses Vorgangs nicht abzuschwächen durch den vielleicht naheliegenden Einwand, dass ein Wahrnehmungsakt eben stets einige wenn auch nur kurze Zeit in Anspruch nehme, und dass nun einmal das in dieser Zeit gewonnene Wahrnehmungsbild sinnvoll zusammenhänge. Denn für die schärfere Betrachtung löst sich eben die vorgeschützte Einheit dieses Wahrnehmungsaktes auf in die unendliche Vielheit seiner zeitlichen Teile. Und mag auch das in einer Sekunde etwa zu gewinnende Bewusstseinsbild bereits irgend welchen sinnvollen inhaltlichen Zusammenhang aufweisen, gerade die sensualistisch-empiristische Psychologie

darf sich der Frage nicht verschliessen, wie es sich denn in dem tausendstel Bruchteil einer Sekunde mit dem darin gegebenen Zuwachs an Bewusstseinsinhalt verhalte; und was übrig bleibt als Gegebenheit der Wahrnehmung, wenn man immer kleinere Abschnitte derselben zum Gegenstande der Betrachtung macht. Man würde in solchen momentanen Wahrnehmungen schliesslich nicht mehr an hinzukommendem Bewusstseinsinhalt übrig behalten, als gewissermassen punktuelle Sinneseindrücke, die sich extensiv noch zu keiner Einheit begrenzen, sondern lediglich qualitativ bestimmen lassen.

Auch meine man nicht diesen Satz zu entkräften durch den Hinweis auf „Tatsachen" wie die, dass während der kleinen Zeitspanne einer elektrischen Entladung der entstehende Eindruck des überspringenden Funkens sich trotz seiner Kürze zum zusammenhängenden Bilde vertiefe. Denn die Möglichkeit solcher Vertiefung ist und bleibt ja eben das Problem. Zudem dauert der Akt der Wahrnehmung hier länger, als der der elektrischen Lichterscheinung. Die Lichteindrücke wirken nach auf der Netzhaut; unsere „Wahrnehmung" hat Zeit, sie in Gegenstände zu übersetzen und in den einzelnen Zeitmomenten dieser Übersetzung werden in schnellem Wechsel bald diese, bald jene optischen Eindrücke als Teile des Bildes sich für das wahrnehmende Bewusstsein vorzugsweise geltend machen. Wenn es hier nicht bei dem Wechsel bleibt und die Folge alsbald einen Zusammenhang aufweist, indem das Frühere mit dem Späteren in bestimmten, sinnvollen Beziehungen steht — wie sie etwa von den Ausdrücken der Identität oder der kontinuierlichen Veränderung bezeichnet werden —, so ist das eine im Bewusstsein vor sich gehende psychische Nachwirkung und allein aus der physiologischen Nachwirkung der Lichteindrücke

auf der Netzhaut, so unentbehrlich sie sein mag, niemals zu erklären. Vielmehr lässt diese das Material, aus welchem die psychische Nachwirkung ihre Einheiten formt, zunächst nur um so wirrer erscheinen.

Es gibt Zustände beginnender oder sich lösender Ohnmacht, in denen die sinnlichen Reize wie sonst eindringen und nachwirken; Klänge und Farben zeigen sich dem Bewusstsein, und doch vermag es nicht, aus den Klängen Worte, aus den Farben Bilder und Gegenstände zu gestalten: trotz der „Nachwirkung“ in den Organen bleiben die Eindrücke ohne Zusammenhang — ein bunter sinnloser Wechsel von Farben und Tönen. Oft empfinden wir solcher chaotischen Sinnlosigkeit gegenüber ein starres Entsetzen; zuweilen, beim Erwachen aus der Ohnmacht, erzeugt das verzweifelte Bestreben, in das noch Sinnlose Sinn zu bringen, falsche und schauderhafte Deutungen der gegebenen Empfindungen.

Man kann an solchen Erlebnissen abmessen, was es mit der empirischen Gegebenheit von Tatsachen auf sich hat. Denn wie kommen wir überhaupt von den Empfindungen aus zu Vorstellungen und Tatsachen, zu Anschauung und Behauptung einer einheitlichen, wirklichen Welt — die wir doch stets nur einzelnen und für einen jeden von uns in ihrer ganzen Folge anders gearteten Sinneseindrücken unterliegen? Wie entsteht aus jenem „Sandhaufen“ von Sinnesdaten die Vorstellung auch nur eines einzigen dauernden Gegenstandes; wie aus dem Chaos des ewig Andern, niemals gleich oder gar identisch Wiederkehrenden — denn Licht und Klang, Farbe und Ton wechseln mit Tages- und Jahreszeit, mit Wetter, Luftfeuchtigkeit und Beleuchtung, von den subjektiven Schwankungen in den aufnehmenden Organen und dem Einfluss der Bewegungen ganz zu schweigen; und man darf wohl sagen, dass sich die Wirkung eines Gegenstandes

auf unsere Sinne niemals in völlig gleicher Art wiederhole, — wie entsteht aus diesem zunächst bestand- und sinnlosen Chaos der Sinnesdaten die Vorstellung eines Kosmos von unendlicher Ausdehnung in Zeit und Raum, darinnen es Dinge gibt, die Bestand, und Geschehnisse, die einen Sinn haben?

Wer einmal sich dieser Frage genähert hat, — sie gehört zu den Kernfragen der Philosophie und ohne Stellung zu ihr ist alle begriffliche Spekulation nur müssige Dialektik — wer einmal den Sinn dieser Frage erfasst hat, von dem sollte man meinen, dass er gegen die Irrwege des Empirismus für immer gefeit sei. Dem ist aber nicht so.

Zweiter Teil.

Das Problem des Aufbaus und die mechanistische Psychologie.

Kapitel VI.

Der Mechanismus der Vorstellungsakte.

Indem wir den Gedankengängen folgen, die der Empirismus eingeschlagen hat, um sich den für ihn bedrohlichen Konsequenzen des zuletzt erörterten Problems zu entziehen, geraten wir in einen wahren Irrgarten der zeitgenössischen Spekulation, an dessen Eingang die Ideen der mechanistischen Weltauffassung und der Entwicklung als trügerisch-verführerische Wegweiser prangen.

Um trotz jener Auflösung aller Bewusstseinsinhalte in die punktuellen und selber sinnlosen Gegebenheiten der Sinne, die empirische Gegebenheit von Wirklichkeitsvorstellungen und Vorstellungen überhaupt aufrecht erhalten zu können, suchte man den Zusammenhang zwischen jenen Daten der Sinne und ihrer sachlichen Bedeutung als einen mechanischen darzustellen. Dann musste sich gleichsam von selbst aus den Sinnesdaten die sinnvolle Vorstellung entwickeln und konnte so von neuem mit den Sinnesdaten gegeben erscheinen; und wo sie sich, wie im Falle der Ohnmacht, nicht entwickelte, und die Wahrnehmung bei den blossen Empfindungen stehen blieb, da konnten mit grosser Scheinbarkeit Störungen in dem mechanischen Ablauf des Wahrnehmungsaktes für den Aus-

fall verantwortlich gemacht werden. Letzteres um so leichter, als bei der Behandlung des Wahrnehmungsaktes das Interesse wie von selbst ins Physiologische überspringt, wo der Gedanke der mechanischen Erklärbarkeit seit lange heimisch ist.

In solcher Wendung hat man es verstanden, unter Anerkennung der oben erörterten Aufgabe, die nach den Prinzipien der höheren psychischen Komplikationen fragte, sich dennoch die empiristische Grundtendenz zu bewahren. Nur ist es eben ein völlig unhaltbares Unterfangen, das geistige Leben als Mechanismus begreifen zu wollen. Schon die Analogie ist verdächtig: man hat längst verlernt in dieser Ausdrucksweise, wie es richtig wäre, ein Bild zu erblicken. Man bezeichnet mit dem Ausdruck der mechanistischen Erklärung nicht etwa nur das Ziel der Mechanik, sondern schlechtweg aller Wissenschaft überhaupt. Dass schon die Chemie auf Prinzipien und Voraussetzungen angewiesen ist, die die Begreifbarkeit ihres Gegenstandes himmelweit abtrennt von der Art der Begreifbarkeit derjenigen Vorgänge, mit denen die Mechanik sich befasst, wird nicht beachtet; oder es wird nicht für wichtig genug befunden, um daraufhin mit jener beliebten Anschauung von der mechanistischen Begreifbarkeit des Weltgeschehens zu brechen.

Dazu kommt, dass die Auffassung vom Wesen des Mechanismus, die in der Ausführung dieses Gedankens bei unsern Psychologen zu Tage tritt, unzureichend und antiquiert ist; so gerät man mit Notwendigkeit auf Abwege. Man glaubte, der Forderung mechanistischer Erklärung genüge zu tun, wenn man die regelmässige Aufeinanderfolge bestimmter Vorstellungen behaupten konnte. Die herkömmliche psychologische Lehre von der Kausalität demonstriert diese bekanntlich mit der regelmässigen Folge eines A auf ein B, wobei A wie B als fertige Bildungen behandelt werden. In

dieser Art der Formulierung verschwinden völlig die für die Kausalität wesentlichen Begriffe der Kontinuität und des Werdens, auf die eine tiefere und in der Mechanik selbst längst heimische Anschauung zurückgreift.

Denn die Mechanik sucht, um eine Folge zu begreifen, die kontinuierliche Änderung zu verstehen und in ihrer Gesetzmässigkeit aufzuhellen, die von dem Früheren zum Späteren hinüberführt. So führt sie das kausale Geschehen statt auf einen Wechsel von A und B, auf die Änderung eines bestimmten Systems zurück, für das die A und B höchstens charakteristische Etappen bedeuten; während ihre qualitativen Eigentümlichkeiten in der mathematischen Formel fixiert werden, die eine Formel für den Gesamtakt der Veränderung ist. Der spätere Zustand entsteht aus dem früheren nach einem allgemeinen Gesetz; nicht auf das Frühere, sondern auf das Allgemeinere ist deshalb in letzter Linie die wissenschaftliche Betrachtung aus, und der Verfolg der Kausalreihe hat es nicht auf immer entlegnere Vergangenheiten, sondern auf immer allgemeinere und umfassendere Gesetze abgesehen.

Wer eingesehen hat, dass sich durch die Mathematik die Gesetzmässigkeit des Werdens begreifen lässt, dem kann man nicht zumuten, dass er sich wissenschaftlich mit der Regelmässigkeit der Abfolge irgendwelcher „Vorgänge“ oder „Zustände“ oder gar nur „Gegenstände“ begnüge; wer „erklären“ kann, braucht nicht nur zu „beschreiben“. Während aber in der Naturwissenschaft das Erklären allzu vorsichtig zu einem Beschreiben umgedeutet wurde, um metaphysische Verirrungen abzuwehren, so glaubt nun umgekehrt eine im Grunde nur beschreibende Psychologie als erklärende gelten zu dürfen.

Denn die Mechanik, welcher die Psychologie nacheifert, ist tatsächlich nur auf eine Beschreibung gewohnter Zu-

sammengehörigkeiten angelegt, und von den Begriffen des kontinuierlichen Entstehens oder gar des mathematisch formulierbaren Werdens nicht berührt. Und selbst Psychologen, denen jene Begriffe in ihrer Bedeutung für die Mechanik im engeren Sinne und für die Kausalität des äusseren Geschehens durchaus nicht fremd sind,*) pflegen sie bei ihrer mechanistischen Deutung des Vorstellungs-Ablaufs zu ignorieren.

Es würde allerdings auch nicht angehen, die Voraussetzungen der Psychologie den Voraussetzungen einer Mechanik anzupassen, die unter den Gesichtspunkten von Erhaltung und Verwandlung nach mathematischen Gesetzen des Werdens forscht; während es leicht möglich ist, die Psychologie einer Mechanik zu assimilieren, die den Wechsel in der gegenseitigen Ablösung bestimmter Zustände durch die Annahme von an sich unerklärbaren Kräften zu begründen sucht. Und in der Tat geht, wie wir noch sehen werden, die mechanistische Psychologie auf derartige Annahmen zurück. Statt auf den schönen Traum von der mechanistischen Erklärbarkeit des Psychischen zu verzichten, tröstet man sich vielmehr mit jener antiquierten, in metaphysischer Befangenheit wurzelnden Vorstellungsweise, wonach auch die Mechanik ein völliges Verständnis ihrer in dem Kraftbegriff gemachten Voraussetzung verzichten müsse: „Auch vom ‚Wesen‘ der anziehenden und abstossenden Tätigkeit haben wir keine Kenntnis“ — mit diesem Satze soll das Daseinsrecht der mechanistischen Psychologie verfochten werden.**)

Um dies genauer dartun zu können, müssen wir unsern Blick zu den Aufgaben und Problemen der Psychologie zurück-

*) Lipps, Grundzüge der Logik No. 312ff.

**) Lipps, Grundtatsachen des Seelenlebens, p. 19.

wenden. Für die Ausführung der mechanistischen Konstruktion lagen dem Psychologen verschiedene Möglichkeiten vor. Man konnte zunächst den Versuch machen, die höheren Inhalte des Vorstellens aus den niederen und schliesslich aus den Empfindungen nach mechanistischer Gesetzlichkeit zu entwickeln. Dieser Versuch hätte aber die Annahme erfordert, die vorgestellten Gegenstände seien lediglich feste Gruppen bestimmter Sinnesdaten. Indes diese Meinung kollidiert zu schnell mit der einfachen Erwägung, dass die Identität eines Gegenstandes nicht gebunden ist an die Identität der Sinnesdaten, die ihn konstituieren sollen: ein Haus bleibt für mich dasselbe, auch bei völligem Wechsel der Beleuchtung, wobei doch die ihm zuzuordnenden Sinneseindrücke zu völlig andern werden. Wo man diese Selbstverständlichkeit berücksichtigt, da verbietet es sich von selbst, die Empfindung als einzige konstituierende Instanz für die höheren psychischen Komplikationen anzusprechen; damit entfiele aber zugleich die Möglichkeit der mechanischen Entwicklung der letzteren aus der Empfindung.

Weit verwickelter liegt es, wenn die genetische Psychologie auf die Vorstellungs*akte* zurückgreift, welche den einzelnen psychischen Inhalten zu Grunde liegen — oder zu Grunde liegen sollen. Die hiermit inaugurierte Richtung hat ihren striktesten Ausbau in der modernen Associationspsychologie gefunden. Wie bekannt lässt diese in dem mechanischen Spiele der Associationen die festen Gruppierungen der Dingvorstellungen aus Empfindungsakten, die häufig gleichzeitig wiederkehren, sich zusammenfinden; und ebenso aus häufig in gleicher Folge wiederkehrenden Dingvorstellungen die komplizierteren Vorstellungsvorgänge. Die Identität der Dingvorstellungen wird nicht mehr auf die Identität der konstituierenden Empfindungen, sondern auf die ähnliche Weise

ihrer Verbindung gegründet, und diese soll in der Association der Akte und ihrer Gesetzmässigkeit enthalten sein. Die Vorstellungsakte selbst aber gelten dabei als nicht weiter erklärbare Betätigungen des seelischen Wesens, deren Qualitäten eben hinzunehmen seien: nicht diese ihre Qualitäten, sondern die Bedingungen ihrer Mobilisierung, ihres psychischen Wirksamwerdens wünscht man aufzuklären. Nur soviel behauptet man über die qualitativen Eigentümlichkeiten jener Akte, dass sie ein jeglicher darauf angelegt seien, einen bestimmten Vorstellungsinhalt zu erzeugen und zum Bewusstsein zu bringen; dass es ferner, gemäss der Kompliziertheit oder Einfachheit der Inhalte auch kompliziertere oder einfachere Vorstellungsakte gebe, und dass die Empfindung der einfachste Inhalt und deshalb die auf die Erzeugung von Empfindungsvorstellungen angelegten Akte die einfachsten seien. Ob diese Vorstellungsakte — oder genauer gesprochen Dispositionen — sich aber betätigen, das hängt davon ab, ob und in welcher Stärke sie angeregt werden zu funktionieren.

Neben die Anregung von aussen, die zur Empfindung und wohl auch unmittelbar zur Wahrnehmung von Objekten in dem oben (Kap. II und III) kritisierten Sinne führe, stellt die Associationspsychologie die Anregungen, die sich aus den associativen Zusammenhängen selber ergeben. Da ferner diese associativen Verbindungen ungemein vielfältig und zahlreich sind, so werden mit der Erregung einer Vorstellungsdisposition immer zugleich unzählige andere, die ihrerseits mit dieser einen associiert sind, zur Tätigkeit aufgerufen und im Funktionieren unterstützt.*) Wegen der Enge des Bewusstseins aber erlangen schliesslich doch nur wenige

*) Für die genauere Ausführung dieser Gedanken in neuerer Zeit verweise ich besonders auf Lipps, Grundtatsachen des Seelenlebens, ins. Kapitel V, Von Reizen, Vermögen und Dispositionen.

von ihnen, d. h. die am besten unterstützten, die zum faktischen Bewusstwerden nötige Energie.

In der genaueren Durchführung benutzt diese Lehre naturgemäss reichlich Analogieen aus der Mechanik. Das Verhalten jener Vorstellungsdispositionen in Ruhe und Aktion wird illustriert durch die Analogie mit latenter und potentieller Energie; die Mannigfaltigkeit der einander in jedem Momente durchkreuzenden, bald unterstützenden bald aufhebenden associativen Einflüsse wird in Vergleich gesetzt mit dem Gegensatz der komponierenden und resultierenden Kräfte; dem mechanischen Gesetze der Trägheit wird ein psychologisches an die Seite gesetzt in dem Satze, dass jeder Vorstellungsprozess auf seine eigene Erhaltung hinwirkt, oder zum mindesten ihm selbst ähnliche Prozesse unterstützt. Und es wirkt fast bedauerlich, dass dieser ganze Mechanismus am Ende doch illusorisch wird infolge der beharrlichen Mitwirkung eines Faktors, von dem man nicht meinen sollte, dass eine im Prinzip mechanistische Theorie ihn so leichten Herzens in ihre Konstruktionen aufnimmt; das Spiel jener associativen Einflüsse wird nämlich durchkreuzt durch ein Moment, das sozusagen nach Voraussetzung unberechenbar ist: dieses Moment ist „die Gunst der Psyche“.

Wie sich der mechanistische Grundgedanke der Theorie mit dieser Gunst der Psyche und ihrem überall eingreifenden und regulierenden Einfluss verträgt, ist allerdings schwer ersichtlich. Denn die „Gunst der Psyche“ ist leider ein sehr labiles Ding: sie ist nicht nur bei jedem andern Individuum eine andre, sondern auch für das einzelne Individuum selbst fortwährenden Veränderungen unterworfen. Und der Mechanismus des Vorstellungsablaufs, so gut wie die Gesetzmässigkeit des seelischen Geschehens wird zur Phrase, wenn sie mit dem Zusatz gepaart wird, dass ihre Träger, die Associationen,

von etwas so völlig unbestimmbar Veränderlichem abhängig seien, wie der „Gunst der Psyche" !

Indes man könnte vielleicht daran festhalten wollen, dass das Spiel der Associationen, von diesem irrationalen Faktor abgesehen, und trotz desselben, mechanistisch geregelt sei, und die Erhellung dieser Mechanik als ein genügendes Verdienst der Psychologie hinstellen. Andere Konsequenzen der psychologischen Mechanistik verbieten auch diesen Ausweg.

Kapitel VII.

Die Gefahren des Evolutionismus.

Wir hatten oben bereits die falsche Auffassung vom Wesen des Mechanismus und der Kausalität berührt, die auch historisch mit den Grundprinzipien der mechanistischen Psychologie und der Associationstheorie im besonderen verbunden ist. Diese falsche Auffassung musste notwendig üble Folgen zeitigen für die Ableitung der komplizierteren psychischen Gebilde. Man meinte nämlich, diese höheren Gebilde abgeleitet und damit verständlich gemacht zu haben, sobald man die niederen bestimmt hatte, aus denen sie sich komplizieren.

Wie man in der Mechanik das Gesetz und die in ihm fixierte Eigenart der Folge über der nackten Tatsache des Folgens vernachlässigte — so vernachlässigte man in der genetischen Psychologie über der zeitlichen Verbundenheit bestimmter Vorstellungsakte die inhaltliche Eigenart der dabei resultierenden Verbindung. Man vernachlässigte sie, indem man sie als etwas Selbstverständliches behandelte oder als einen notwendigen Nebenerfolg auf die „Weise" der Association zurückzuführen suchte.

Man beging damit einen Fehler, dem jede evolutionistisch interessierte Richtung leicht erliegt und der nicht entschieden genug klargestellt werden kann. Das Interesse für den Gang der Entwicklung übersieht nur zu leicht, dass mit den zu Grunde gelegten einfachsten „Gegebenheiten", den Molekülen, Atomen, Zellen, Empfindungen, als deren Komplikationen alle Höher- und Neubildungen angesprochen werden sollen, doch

die eigentümliche Natur dieser Höher- und Neubildungen selbst noch nicht gegeben ist. Dass dieselbe vielmehr, wofern es sich nicht wirklich um rein mechanische Probleme handelt, in ihrer tatsächlichen Eigenart als ein Neues und aus jenen Elementen Unableitbares hinzunehmen bleibt — wie schon in der Chemie hervortritt. Und wie auch in der Biologie kein Mensch imstande ist zu beweisen, dass aus den elementaren Zellen sich schliesslich gerade Elephanten, Känguruhs, Paviane oder Menschen entwickeln mussten; es sei denn, dass man die Eigentümlichkeit, derlei Formen zu entwickeln, bereits in die Bestimmung des Protoplasmas selbst aufgenommen hätte. Dann würde es sich aber immer noch fragen, welcher Notwendigkeit das Protoplasma diese Eigentümlichkeit verdanke; eine Frage, die schlechterdings ins Bodenlose führt.

Dass es überhaupt Protoplasma gab und gibt, und demzufolge den ganzen Stammbaum der Tiere und Menschen, das kann aus keinem wissenschaftlichen Gesetz als notwendig abgeleitet, durch keinen Evolutionismus begründet werden. Für die Veränderungen organischer Formen lassen sich Gesetze aufstellen, nicht für ihr Dasein überhaupt und ihr So-und-nicht-anders-sein. Selbst angenommen, man hätte die Gesetzmässigkeit erkannt, derzufolge aus der unorganisierten Materie bei einer bestimmten Gesamtkonstellation Organismen sich bilden mussten, so bliebe eben diese Gesamtkonstellation das Rätsel, das sich nicht lösen lässt. Denn die Zurückführung auf eine andere frühere Konstellation wäre keine Lösung, vielmehr geriete man damit nur in das unlösbare und für die Erkenntnis sinnlose Problem der Urkonstellation.

Die geschichtliche Betrachtung, das Interesse für das Frühere und für die Reihe der Vergangenheit hat nur dann wissenschaftlichen Sinn, wenn ihre Daten aufgefasst werden

können als Belege und Illustrationen allgemeiner Typen und Gesetze des Geschehens; wie ja mit der Ausprägung solcher Typen und Gesetze auch die individuellen Gestaltungen erst wissenschaftlich heranreifen, die der Historiker in der Vergangenheit sucht und „findet“.

Beinahe eine jede evolutionistisch interessierte Richtung fehlt nun leider darin, dass sie sich keine Rechenschaft mehr abverlangt über den langen Weg, der von ihren ursprünglichen Annahmen zu immer verfeinerteren Unterschieden und schliesslich zu ihren „primären Gegebenheiten“ als den Ausgangspunkten ihrer Konstruktionen geführt hat. Das evolutionistische Interesse macht nur zu leicht vergessen, dass jene primären Gegebenheiten so gut wie die Tatsachen selbst bereits stets ausgemünztes Geisteswerk und kein Rohmaterial für die Forschung sind, und auch nicht sein können, wenn die evolutionistische Ableitung gelingen soll.

Die genetische Konstruktion, deren die mathematischen Wissenschaften sich allerdings mit Recht bedienen, um die Qualitäten der komplizierteren Gebilde zu ergründen, versagt bereits in der Chemie, und viel mehr noch in den biologischen Wissenschaften. Es gilt deshalb einzusehen, dass abgesehen von den mathematischen Wissenschaften aller Evolutionismus im Grunde nur die Probe auf ein Exempel ist, das vorher gelöst sein will, und mit dessen Lösung die eigentliche Schwierigkeit der wissenschaftlichen Arbeit bereits bewältigt wäre: ehe man Gebilde genetisch behandeln kann, muss man ihre Unterschiede und Eigentümlichkeiten festgestellt haben; dann aber muss man sich hüten, ihre systematischen Unterschiede zu verwischen um dadurch eine scheinbare Vereinfachung des Entwickelungsganges zu erzielen, der zu ihnen fühit. Kurz, man darf über die Frage nach dem Woher die Frage nach dem Wie nicht vernachlässigen.

Die Verführung zu solcher Vereinfachung und Verwischung liegt dabei tiefer als bisher angedeutet wurde. Es ist vielleicht eine dunkle Vorahnung des Rechten, aber doch auch zugleich ein irreführendes Verhängnis menschlichen Forschens gewesen, dass man etwas Besonderes zu leisten glaubte, wenn man die qualitativ-begrifflichen Verhältnisse der Dinge nicht nur räumlich nach Umfang und Inhalt, sondern auch zeitlich-evolutionistisch zu schematisieren suchte: wenn man aus der logisch-begrifflichen Stufenfolge vom Allgemeinen zum Bestimmten eine anschaulich-zeitliche Folge vom Unbestimmten zur individuellen Gestalt, von der Materie zur Form (Aristoteles), vom Chaos zum Kosmos, von dem alle Möglichkeiten der Entwickelung in sich bergenden Protoplasma zu allen Typen des Lebens machte.

Wohl ist es eine unbestreitbare Aufgabe der Philosophie, den scheinbaren Gegensatz, den die historische Logik zwischen den Ergebnissen der Abstraktion und den Formen des Geschehens gestiftet hat, zu versöhnen und aufzulösen, aber dazu bedarf es einer andern und hier noch nicht explizierbaren Ansicht über die Bedeutung des Allgemeinen, „noch Unbestimmten“ selbst. Nur soviel sei mit Rücksicht auf das in Rede stehende Problem vorgreifend bemerkt: das Allgemeine — gleichgültig ob auf dem Wege der Abstraktion oder dem der Intuition entstanden — ist stets ein Ansatz, das Chaotische stets ein Gegensatz zur Bestimmung; und die Gefahr der Vermengung besteht überall da, wo man das Chaotische doch schon mit gewissen Bestimmtheiten ausrüstet, unter dem Vorwande, dass sie implicite mit ihm gegeben seien. Lässt man überhaupt erst irgend welche Bestimmtheit in dem Chaotischen „gegeben“ sein, so steht nichts im Wege, gleich alles erforderliche implicite mit ihm gegeben sein zu lassen: mit dem Protoplasma alle Formen

lebendiger Wesen, mit der Materie alle Möglichkeiten ihrer Formung; und schliesslich — um auf unser Grundproblem zurückzukommen — mit dem Chaos der Sinnesdaten gleich alles Objektive, das ein ideal funktionierendes Bewusstsein auf Grund jenes Chaos vorstellen müsste; wobei man, kantisch zu reden, das Aufgegebene mit dem Gegebenen vermengt und, was als „Eindeutigkeit der Aufgabe“ wohl zu würdigen ist, durch die Behauptung von der Gegebenheit der Lösung entstellt und verdunkelt.

Es ist im Prinzip der gleiche Fehlgriff, wenn die Associationspsychologie versucht, aus den Empfindungen und einer ihnen vindizierten eigenen Gesetzmässigkeit die höheren psychischen Gebilde, Dinge, Urteile, Begriffe, ja neben dem intellektuellen auch das ästhetische und ethische psychische Geschehen abzuleiten. Das blosse Zusammenauftreten bestimmter Inhalte soll hier Unterschiede begründen, die in Wirklichkeit auf eigenen Gesetzen der Verbindung beruhen, und die eben wegen dieser eigenen Gesetze unableitbar sind aus dem Verbundenen und etwaigen dieses Verbundene sonst betreffenden Gesetzen. Die Eigentümlichkeiten des Verbundenen sollen die Eigentümlichkeit der Verbindung vertreten. Man verwischt auf solche Weise nicht minder die Unterschiede zwischen Vorstellen und Denken, wie die zwischen logischer, ethischer und ästhetischer Vorstellungsweise.

Es ist nur eine Variante der gleichen Verfehlung, wenn man die höheren Formen und Komplikationen des seelischen Lebens in Eigentümlichkeiten seiner Elemente vorgebildet sein lässt: das ästhetische Empfinden in einem Gefühlston der Empfindung, die ethische Aktivität in einem Empfindungsstreben der Vorstellungen, logische Unterschiede in Eigentümlichkeiten von Gefühlen. Was dabei herauskommt ist durchaus Mythologie und nicht besser als die Lehre der

Materialisten, welche die Kraftwirkung oder das Geistige zu Eigentümlichkeiten der Materie machten.

Und für das Verständnis jener höheren Komplikationen wäre mit solchen Zurückführungen nichts gewonnen; denn Gefühlstöne wären, wenn man sie überhaupt zugibt, als solche noch nicht ästhetisch, und logische Gefühle wären im günstigsten Falle Begleiterscheinungen, beträfen aber nie und nimmer das Wesentliche der logischen Phänomene.

Kapitel VIII.

Die Beziehungen zwischen den Vorstellungs-Inhalten und die Association.

Liess sich leicht nachweisen, dass es ein vergebliches Bemühen ist, die Eigentümlichkeiten der höheren psychischen Komplikationen aus Eigentümlichkeiten des gegebenen elementaren Materials ableiten zu wollen, so wird die Sachlage schwieriger, sobald man jene höheren Komplikationen nicht nur in Eigentümlichkeiten der Elemente selbst, sondern daneben in solchen ihrer Verbindungsweisen zu begründen sucht — wie es in der Associationspsychologie tatsächlich geschieht. Indem und insoweit sie die Verbindungsweisen als etwas Selbständiges neben den Elementen anerkennt, scheint sie allen oben geltend gemachten kritischen Einwänden vorzubeugen. Betrachten wir jedoch diese von ihr stabilierten „Verbindungsweisen" genauer, so sehen wir bald, dass sie ebenso wenig wie die schon berührten Eigentümlichkeiten der Elemente für die Zwecke der ersehnten psychologischen Genetik ausreichen. Denn diese Verbindungsweisen sind für sie nichts anderes als die Weisen der Association selbst.

Diese Wendung scheitert an folgender Schwierigkeit: für die Vertreter der Associationslehre ist die Psychologie — aus Gründen, die wir zum Teil bereits berührten — eine Lehre von der Gesetzmässigkeit der Vorstellungs*akte*. Sie dürfen deshalb keine anderen Weisen der Association mehr kennen und anerkennen, als solche zwischen Vorstellungsakten, d. h. solche, die beruhen auf der Ähnlichkeit oder der Gleichzeitigkeit von Vorstellungsakten — man könnte auch sagen

auf ihren Eigentümlichkeiten oder auf ihren Schicksalen; mit den vorgestellten Verbindungsformen zwischen den Vorstellungsinhalten aber können die Associationen schon nach Voraussetzung nicht identifiziert werden. Denn die Association kommt für den Psychologen niemals als Vorstellungsprodukt, sondern stets nur als Vorstellungsanlass in Betracht; jene Beziehungen zwischen den Vorstellungsinhalten aber sind Vorstellungsprodukte und dürfen in ihrer Vielfältigkeit mit den typischen Grundformen der Vorstellungsanlässe nicht verwechselt werden.

Die Associationspsychologie kennt diesen Unterschied sehr wohl. In Lipps Logik, so gut wie in seinen Grundtatsachen des Seelenlebens, wird sachgemäss eine grosse Anzahl logischer Beziehungen zwischen Vorstellungen unterschieden; daneben und trotzdem aber sollen sämtliche Beziehungen, die sich zwischen den Vorstellungen im Verlauf des seelischen Lebens herausstellen, im obigen Sinne auf die Gesetzmässigkeit der Associationen zurückführbar sein.

Auch für Lipps aber gibt es nur Associationen der Gleichzeitigkeit und der Ähnlichkeit — aufgestellt und ge schieden mit Rücksicht auf die gegenseitige associative Unterstützung der Vorstellungsakte. Selbst Hume wird bemängelt, weil er statt des richtigen subjektiven Einteilungsprinzips für die Gründe der Associationen das objektive (Lipps Grundtatsachen p. 98) bevorzugt habe und sie, statt nach den Beziehungen zwischen Vorstellungsakten, nach solchen zwischen den in ihnen vorgestellten Objekten habe scheiden wollen. Auch mittels der Trennung von Vorstellungs-Beziehungen und -Verhältnissen wird die Fixierung des gleichen Gegensatzes versucht.*) Kurz die

*) Bei der genaueren Bestimmung der Dispositionen findet sich folgender — zugleich an die Diskreditierung der Logik (cfr. Kap. III) ge-

Beziehungen zwischen den Vorstellungsinhalten sind klipp und klar von den Associationen geschieden.

Und nun sollen merkwürdigerweise doch die Associationen für alle Besonderheiten der inhaltlichen Verknüpfung, für den ganzen Reichtum der mathematischen und logischen Verknüpfungsformen die Verantwortung tragen können. Alle Inhalte und Inhaltsverknüpfungen sollen zurückführbar sein auf jene elementaren, dispositionellen Akte und ihre Verknüpfungen, die doch nichts weiter können, als der Erzeugung irgend welcher sinnlich-wahrnehmbarer Inhalte zustreben, und für deren Verbindung es keine andere Gesetzlichkeit gibt, als die ihre zeitliche Coincidenz bestimmt.

Dies Wunder wird möglich durch eine einfache begriffliche Schiebung: jene inhaltlichen Verknüpfungsformen werden hingestellt als Spezialfälle der Gleichzeitigkeits-Association. (Lipps Grundtatsachen p. 100). So werden diese inhaltlichen Beziehungen nur vorübergehend von dem Begriff der Association getrennt — um aus der Associationstheorie eine Lehre von den Beziehungen der psychischen Akte und von ihrem

---

mahnende Passus (Lipps Grundtatsachen p. 84): Dispositionen „bleiben nicht nur von den einfachen Vorstellungen, sondern auch von den Beziehungen der Vorstellungen zu einander. Ich rede nicht von den Beziehungen, die in nichts bestehen, als in der Fähigkeit der Vorstellungen, durch ein hinzukommendes beziehendes Denken in irgend welchen Zusammenhang gebracht oder unter irgend welchem gemeinsamen Begriffe subsumiert zu werden. Solche blossen Fähigkeiten oder Möglichkeiten, die wir lieber als Verhältnisse bezeichnen wollen, sind an sich nichts, haben für die Vorstellungen keine tatsächliche Bedeutung, können darum auch nicht in Spuren und Dispositionen in der Seele nachbleiben. Woran ich im Unterschied von diesen ‚Verhältnissen‘ denke, das sind vielmehr die Weisen der Vorstellungen aufeinander oder in Abhängigkeit von einander auf die Seele zu wirken, Arten des Verhaltens, kurze aktive Beziehungen.“

mechanistisch geregelten Ablauf zu machen — später aber als Spezialfälle der Association einfach wieder zu Gnaden aufgenommen, um die in jenen Akten vorgestellten Objekte aus ihrer wandelbilderhaften Isolation und atomistischen Starrheit zu befreien.

Die empiristische Grundtendenz erleichtert diese Wendung, indem sie die Erfahrung zur Stifterin der Gleichzeitigkeits-Association macht, und zugleich mit dieser jene inhaltlichen Verknüpfungs- und Gestaltungsformen, auf denen die Einheiten der Vorstellungen und ihre Beziehungen beruhen — in der „Wahrnehmung“ gegeben werden lässt. Die Unhaltbarkeit derartiger Gegebenheitsannahmen haben wir bereits oben*) an ihren Konsequenzen zu erweisen gesucht. Aber auch im Sinne der Associationstheorie selbst — mit Rücksicht auf ihre eigenen Grundannahmen — ist diese posthume Wiedervermischung der inhaltlichen Beziehungen mit den Associationen nicht zu halten; und deshalb stets ein Gegenstand weiteren Theoretisierens gewesen.

Wer Ernst mit der Meinung macht, dass die Associationen lediglich Beziehungen zwischen Vorstellungsakten sind, für den könnte der Reichtum inhaltlicher Verknüpfungsformen nur beruhen auf der wechselnden und niemals in gleicher Folge wiederkehrenden Konstellation jener Vorstellungsakte in Gleichzeitigkeit oder Folge. Denn die konstituierenden Akte selbst bleiben qualitativ die gleichen. Es würde sich nur fragen, ob die Charakterisierung der aktlich-associationellen Verknüpfungsformen und des Vorstellungsablaufs zu einer Differenzierung vordringen könnte, reich und verfeinert genug, um die Vielfältigkeit jener inhaltlichen Verknüpfungsformen und alle ihre Unterschiede begreiflich zu machen.

---

*) Vgl. oben Kapitel II und III.

So beruht der Versuch, den inhaltlichen Beziehungen und Einheitsformen der Vorstellungsinhalte doch den Charakter von Associationsformen zu wahren, in letzter Linie auf der Möglichkeit: ob sich zwischen den Konstellationen oder Folgen bestimmter Vorstellungsakte und dem Vollzuge bestimmter Gedanken eine notwendige Verbindung nachweisen lässt. Solche Möglichkeit besteht aber nicht. Jene Projizierung der anschaulichen Bewusstseinsinhalte und ihrer Ansätze auf die Zeitreihe, wie man den Rekurs auf die zeitliche Anordnung der Vorstellungsakte auch nennen dürfte, vernichtet geradezu jedes Indizium für den inhaltlichen Zusammenhang der zeitlich benachbarten Vorstellungen.

Die zeitliche Folge, in der zwei Vorstellungsakte auftreten, kann der vorgestellten zeitlichen Folge ihrer Inhalte schnurstracks entgegengesetzt sein; das später Vorgestellte kann „als" das frühere vorgestellt werden, das früher Vorgestellte „als" das spätere. Die Eigenart der Association, die die verschiedenen Vorstellungsakte zu gemeinsamer Aktion brachte, lässt uns über den Zusammenhang ihrer Inhalte nichts ergründen; es sind Selbstverständlichkeiten, die wir hier zum Ausdruck bringen müssen: die Ähnlichkeitsassociation kann wirken, ohne dass das Geringste von der Ähnlichkeit, die Gleichzeitigkeitsassociation, ohne dass das Geringste von Gleichzeitigkeit oder überhaupt irgend welchen sonstigen zeitlichen Verhältnissen der vorgestellten Inhalte zum Bewusstsein käme; und Vorstellungen können sich im Verfolge associationeller Beeinflussung hemmen oder fördern, ohne dass damit im geringsten ein Bewusstsein der Hemmung oder Förderung irgend welcher Inhalte gegeben oder auch nur eingeleitet wäre.

Ja, ob es überhaupt zu einer inhaltlichen Verknüpfung

kommt, wo „die Gesetzmässigkeit der Association“ die gleichzeitige Mobilisierung verschiedener Vorstellungsakte bewirkt, kann aus den Associationen selbst nie abgeleitet werden — wenigstens nicht ohne Preisgeben der ursprünglichen Konzeption. Die völlig unzusammenhängende Ideenflucht eines Irrsinnigen ist von der Gesetzmässigkeit der Association in gleicher Weise abhängig, wie die innerlich zusammenhängende Gedankenarbeit des Gelehrten. Daraus, dass ein A das Bewusstwerden eines B unterstützt, ist in nichts zu ersehen, ob sich zwischen dem A und dem aus Anlass seiner zum Bewusstsein drängenden B überhaupt eine inhaltliche Beziehung entwickeln wird, und noch weniger, welche dies in gegebenem Falle sein werde.

Man denke etwa auch an den Vergleich: A > B. Das blosse Bewusstsein des A vor dem B hat mit dem Bewusstsein der Grössenbeziehung nichts zu tun; so wenig wie beispielsweise der Anblick eines Eichbaums nach dem eines Holunderstrauchs das Bewusstsein des Grössenunterschiedes zwischen beiden impliziert. Vielleicht wird gar keine Beziehung zwischen den beiden bewusst, indem der Anblick des Eichbaums den des Holunderstrauchs einfach ablöst, so dass er als selbständiges Bild das Bewusstsein erfüllt. Aber auch wenn beide in einem Bilde sich dem Bewusstsein darstellen, der kleinere neben dem grösseren, darf man von einem Bewusstsein des Grössenunterschiedes füglich noch nicht reden; denn sonst müsste man das gleichzeitige bewusst Sein all der unzähligen Unterschiede und Gleichheiten behaupten dürfen, die in dem ganzen Bilde sich isolieren liessen, was doch wohl der Anschauung allein zu viel zumuten hiesse.

Wollte man aber doch die Möglichkeit einer solchen umfassenden Anschauung in diesem Sinne zu halten suchen,

indem man etwa annimmt, die Anschauung „enthalte“ tatsächlich alle jene Beziehungen, jedoch träten nur wenige von ihnen für das Bewusstsein deutlich hervor — die anderen dagegen verblieben im Stadium der blossen Angeschautheit oder etwa in der Tiefe des Unbewussten, — so wären eben hiermit jene inhaltlichen Beziehungen, gleich den Empfindungen, als selbständiges Material der associativen Mechanik anerkannt; und auf ihre Herleitung aus der associativen Gesetzmässigkeit der Sinnesdaten resp. der diese produzierenden Vorstellungsakte wäre Verzicht geleistet.

Zudem wäre die Meinung auch innerlich haltlos. Wer jene verschiedenen Formen der inhaltlichen Verknüpfung auf das gleichzeitige bewusst Sein von Beziehungsvorstellungen zurückführen wollte, der wäre erstlich zu fragen, ob und wie denn solche Beziehungsvorstellungen — etwa des Grösserseins, der Bedingung, der Ähnlichkeit — vom Standpunkt der Theorie aus überhaupt selbständige Vorstellungsinhalte sein und selbständige Vorstellungsakte zu Erzeugern haben könnten; zweitens aber, und das ist wichtiger, wie denn jene Beziehungsvorstellungen — des Grösserseins, der Bedingung, der Ähnlichkeit — zu den von ihnen zu verknüpfenden in eine inhaltlich-sachliche Beziehung treten könnten, statt wiederum isoliert daneben bestehen zu bleiben.

Und hiermit stünden wir wieder an der Schwelle des gleichen Problems, vor dem gleichen Rätsel. Denn analog jenen primären Beziehungsvorstellungen müsste man nun wieder sekundäre postulieren, durch die der Eichbaum und das Grössersein zur Einheit verknüpft würden. Wobei nur leider die Annahme tertiärer Verbindungsvorstellungen zur Verknüpfung des Grösserseins und der sekundären erforderlich würde; und so fort ins Unendliche. Man müsste sich also nach anderen Auswegen umsehen — immer vorausgesetzt,

dass man nicht mit dem Doppelsinn des Wortes Association als inhaltlicher und aktlicher Beziehung sein Spiel treibt.

Nun könnte man allerdings für den Vorstellungsakt, der den Eichbaum und den, der den Holunderbaum erzeugt, die Möglichkeit verschiedener Verknüpfungsformen annehmen, von denen eine jenen Grössenunterschied ins Bewusstsein drängt, andere irgendwelche andere inhaltliche Beziehungen: Ähnlichkeit, Abstand, Bedingtheit oder dergl. Leider würde mit dieser Annahme nur sofort die Möglichkeit hinfällig werden, den Vorstellungsablauf als Mechanismus zu begreifen. Von einem solchen könnte schwerlich noch die Rede sein, wenn die Vorstellungselemente nicht nur mehr auf die Bedingungen ihres gleichzeitigen Auftretens und ihrer Abfolge im Bewusstsein zu untersuchen wären, sondern zugleich auf die Qualität der Verknüpfungsformen, mittels deren je zwei oder mehr von jenen Elementen zu grösseren einheitlichen Inhaltskomplexen konkreszierten.

Eher könnte man dann noch von einer Chemie der Vorstellungsakte reden, in Erinnerung an die Lehre von den verschiedenartigen Strukturformen der Moleküle, durch die es begreiflich wird, wie die gleichen Elementaratome, je nach der Art ihrer Bindung im Molekül, zu den verschiedenartigsten Neubildungen sich vereinigen können. Nur wäre eben auch hiermit das ursprüngliche Programm verlassen, die Unterschiede der Associationen wären in der abgelehnten Weise Humes auf die Beziehungen der Vorstellungsinhalte zurückgeführt und die Herleitung dieser letzteren aus der Gesetzmässigkeit der Association unmöglich geworden.

Noch auf eine letzte und geradezu verzweifelte Art hat man sich dieser Konsequenz zu entziehen gesucht, indem man nämlich für die Mannigfaltigkeit der Beziehungen zwischen den Vorstellungsinhalten, den — „Rhythmus des Vorstellungs-

ablaufs" in Verbindung mit der Ähnlichkeits-Association verantwortlich zu machen suchte. Ähnliche Vorstellungen sollten danach ähnliche Rhythmen des Vorstellungsablaufs und also — ähnliche Gedankengänge bedingen.

In der Tat, wenn die Verbindung und Folge der Vorstellungsakte durch die Gesetzmässigkeit der Association völlig gebunden war, wenn ferner die sonstige Konstellation dieser Akte für die logische Verknüpfung ihrer Inhalte keine Anhaltspunkte darbot, so konnten für solche Modifikationen der Verbindung lediglich die Unterschiede in der relativen Geschwindigkeit, in der Regelmässigkeit und in der Accentuierung jener Folge in Betracht kommen. Das aber sind Kennzeichen des Rhythmus.*)

Die Komplikationen, die sich aus dieser Verbindung des Rhythmus mit den inhaltlichen Vorstellungsbeziehungen ergeben, sind höchst bedenklich. Der Rhythmus des Vorstellungsablaufs wird nämlich zugleich als Fundament der Gefühle angesprochen. Während es aber sehr wohl vorstellbar ist, dass ein jedes Gefühl an einen bestimmten Rhythmus des inneren Erlebens gebunden ist — man denke etwa an die Musik —, so lässt uns jede Vorstellungsmöglichkeit im Stich, wenn wir einen Rhythmus ausdenken sollten, der etwa die gedankliche Verknüpfung eines Substrates mit einem Accidenz notwendig begleitete oder gar — ausmachte. Trotzdem hat man sich solchen Annahmen hingegeben; und infolge der gleichzeitig logischen wie gefühlsmässigen Bedeutsamkeit, die dem Rhythmus beigelegt wurde, ist dann auch von den bereits erwähnten logischen Gefühlen gesprochen worden. „Ich fühle mich strebend, hoffend, bejahend, verneinend," solche Beispiele für Gefühlszustände

*) Vgl. auch Lipps Grundtatsachen p. 90.

werden in einem Atem genannt, um damit den „im Grunde gefühlsmässigen" Charakter der logischen Bejahung und Verneinung zu bekräftigen.

Nun wird ja niemand leugnen wollen, dass das „Erlebnis" logischen Denkens stets von irgend welchen Gefühlen begleitet sei. Nur sollte man nicht übersehen, dass die gleichen logischen Operationen mit den verschiedenartigsten Gefühlserlebnissen Hand in Hand gehen können, und dass umgekehrt die verschiedenartigsten logischen Verknüpfungsarten auf der Grundlage und während des gleichen Gesamtgefühls sich vollziehen lassen. Aber selbst wenn sich behaupten liesse, dass bei bestimmten logischen Prozeduren immer ganz bestimmte Gefühlsnuancen in das Gesamtgefühl eingingen — selbst dann wäre für die Reduktion der logischen Verknüpfungsformen auf Gefühle nichts gewonnen. Denn die behauptete Übersetzbarkeit von Gefühlen oder Rhythmen in logische Formen und Formeln — man könnte vielleicht kürzer sagen, die Intellektualisierbarkeit der Gefühle — wäre nur ein neues Rätsel statt einer Erklärung. Gegenstand der Untersuchung blieben jene logischen Formen, als das einzige, woran sie sich wirklich halten kann.

Ihren schärfsten Ausdruck findet die hier bekämpfte Lehre in dem Bestreben, das Notwendigkeitsbewusstsein, oder den Satz vom Grunde selber, als Anthropomorphismus aufhellen und auf Nötigungsgefühle resp. Vorstellungsnötigungen zurückführen zu wollen (z. B. Lipps Logik No. 343). Notwendigkeit kann man nicht fühlen, sondern nur denken — wofern man nicht Licenzen des Sprachgebrauchs zu Anhaltspunkten wissenschaftlicher Formulierung machen will.

In der Bezeichnung eines Gefühls als Nötigungsgefühl liegt ja immer bereits eine Deutung des unmittelbaren Erlebens, zu der das Denken selber und mit ihm der Not-

wendigkeitsgedanke die Voraussetzung bildet. Alle Nötigungsgefühle der Welt könnten uns nicht veranlassen, den Gedanken der Notwendigkeit zu denken, wenn wir nicht für ihre Auffassung und Deutung mit diesem Gedanken bereits ausgerüstet wären. Dazu kommt, dass der Notwendigkeitsgedanke als solcher bereits den Gedanken der Gesetzmässigkeit und der Subsumierbarkeit des Einzelnen unter das Allgemeine impliziert; wohingegen das Nötigungsgefühl, wie jede psychische Gegebenheit zunächst etwas Einzelnes ist, und deshalb selbst erst unter dem Gesichtspunkt der Notwendigkeit betrachtet werden muss, um als Spezialfall eines allgemeineren Gesetzes erscheinen zu können. Nur weil wir überhaupt Zusammenhänge und Geschehensfälle als notwendig vorstellen können, nur deshalb können wir von einem notwendigen Geschehen und im speziellen von einem notwendigen Erleben im Sinne des Fühlens oder Vorstellens reden.

Die Psychologen aber sind bemüht, den Notwendigkeitsgedanken aus Erfahrungen — und noch dazu gefühlsmässigen, wie wir gesehen haben — abzuleiten, ein Beginnen, das auch darum unmöglich ist, weil sie weder den Gedanken der Notwendigkeit noch sonst irgend etwas überhaupt ableiten können, ohne ihn bereits vorauszusetzen.*) Als Anlässe und Gelegenheitsursachen für das Insspieltreten des Notwendigkeitsbewusstseins mögen gewisse gefühlsmässige Erlebnisse angesprochen werden — als solche haben sie kein Interesse für Logik und Philosophie — niemals aber wird man seine logische Eigenart aus Gefühlen ableiten können.

So tritt uns auch hier jene evolutionistische Befangenheit entgegen, die über dem Woher das Wie vergisst; die sich damit begnügt, nach den Bedingungen des Eintritts einer

*) Vgl. auch Windelband, Präludien 260 ff.

Sache zu fragen, ohne es für erforderlich zu halten, ihre eigentümliche Beschaffenheit zur Diskussion zu stellen und als Problem zu behandeln. Wobei denn gerade die fundamentalsten Probleme nicht zu Worte kommen oder vor dem Forum einer beliebigen konventionellen Überzeugtheit abgewiesen werden. Und so geschieht es, weil man das Auftreten von Beziehungen zwischen den Inhalten der gleichzeitig ablaufenden Vorstellungsakte als etwas Selbstverständliches ansieht und ihre Eigentümlichkeiten als nicht weiter diskutable Gegebenheiten behandelt; während doch sie gerade es sind, die in ihrer Gesamtheit für den kunstvollen Aufbau aller Wissenschaft überhaupt, wie für den Aufbau der Psychologie selbst die letzten Voraussetzungen abgeben.

Kapitel IX.

Psychologische Metaphysik.

Mit der Lehre von der gefühlten Notwendigkeit kompromittiert die Associationslehre nicht nur ihren prinzipiellen Evolutionismus, sondern zugleich ihre Stellungnahme gegen die Metaphysik: ihre Lehre von der gefühlten Notwendigkeit, die Ableitung des Notwendigkeitsgedankens aus dem faktischen Genötigtwerden ist Metaphysik. Denn mag doch an sich bestehen oder vorgehen, was da wolle, mögen Beeinflussungen oder Zusammenhänge welcher Art auch immer stattfinden, ob nun zwischen vermeintlichen Dingen an sich, Vorstellungsakten, Seeleneinheiten oder gar zwischen alle diesem auf einmal, — wir können von alledem nur wissen durch die Hilfe und in der Form der Zusammenhänge, die wir vorzustellen vermögen.

Die Associationspsychologie geht an diesen elementaren Erwägungen vorüber — ja, sie verfehlt sich ihnen gegenüber an der exponiertesten Stelle: in den Voraussetzungen ihrer Logik, bei der Bestimmung des Unterschiedes zwischen dem sonstigen Vorstellen und dem Denken.

Die Antwort, welche die Theorie auf die Frage nach diesem Unterschied in Bereitschaft hält, ist folgende. Das Denken sei dasjenige Vorstellen, das sich zunächst ganz von den Objekten nötigen lässt, um nach solcher Hingabe an die Objekte die dabei gewonnenen Vorstellungen durch Einfügung anderer Vorstellungen zu jenem im Sinne der Gesetzmässigkeit des Geistes lückenlosen Zusammenhange zu vervollständigen. (Lipps, Logik No. 9 und 10.) Die Voraus-

setzungen, auf denen diese Auskunft sich aufbaut, sind durchaus metaphysischer Art. Da ist zunächst die Rede von Objekten, welche den Geist zur Vorstellung ihrer selbst nötigen können: ganz im Sinne der alten dogmatischen Metaphysik, die, was beim Vorstellen und Denken herauskommen soll — die Objekte — zum ersten Anlass seiner selber macht. Da ist ferner entsprechend die Rede von dem Geist, welcher sich durch die Objekte nötigen lässt. Aber der Geist macht diese Objekte erst, die sich untereinander „nötigen" können; und diese sollten dann ihn selber nötigen? Der vorsichtigere Gedanke, dass nicht die Objekte den Geist nötigen, sondern dass dieser nur in seiner Produktion der Objekte nicht frei sei, klingt wohl an, besonders in der Form, dass sich der Geist bei der Produktion dieser Objekte genötigt f ü h l e; aber gerade dieses Gefühl wird dann zum Beweise der absoluten Eigenexistenz der Objekte, wie der des Geistes selber gebraucht oder — besser gesagt — gemissbraucht.

Auch die Behandlung des Terminus „Ding an sich" in Lipps Grundzügen der Logik verrät die gleiche dogmatische Befangenheit, trotz mancher freierer Ansätze. So wird einmal die Welt der Dinge an sich als rein durch das Denken geschaffen, als reines Noumenon hingestellt, ebenso wie das reale Ich;*) später aber wird mit Bezug auf dieselbe Welt der Dinge an sich gesagt: „soweit wir auf Grund der Erfahrung Gesetzmässigkeiten erkennen, müssen wir in ihr eine Offenbarung der Gesetzmässigkeit j e n e r W e l t erblicken." **) Und der Zusammenhang macht die metaphysische Hypostasierung „jener Welt" zur „Wirklichkeit an sich" unzweifelhaft. Denn wenige Zeilen vorher heisst

*) Lipps Grundzüge der Logik, No. 28.

**) ibid. No. 432.

es, „alle Erkenntnis der Wirklichkeit ist Anwendung der Gesetzmässigkeit des Geistes auf die ‚Dinge'. Wie weit aber die ‚objektive Wirklichkeit' der Gesetzmässigkeit des Geistes sich fügt, ist nicht apriori bestimmbar." Hier ist offenbar das erste Motiv, wonach auch die Welt der Dinge an sich als rein durch das Denken geschaffen, als reines Noumenon zu gelten hatte, völlig in Vergessenheit geraten; Dogmatismus und falsche Metaphysik haben das Feld behauptet.

Metaphysisch betrachtet ist auch die Behauptung des Zusammenhanges zwischen einer bestimmten Gedankenverbindung und Gefühlen, oder dem psychischen Rhythmus des Vorstellungsablaufes, nur ein Seitenstück zu dem alten Dogma des Materialismus, wonach mit gewissen materiellen Vorgängen stets gewisse geistige verknüpft sein sollten.*) Es ist ein alter Philosophen-Irrtum, der in solchen Aufstellungen seine unerfreuliche Fortführung findet: dass man nämlich noch immer hofft, für das Geistige irgend welch vorstellbares und doch zugleich an sich wirkliches Substrat bestimmen zu können. Wir können nun einmal rückwärts nicht sehen.

Die Verwandtschaft des modernen Psychologismus und des Materialismus tritt noch in einem anderen Punkte zu Tage. Jene materialistische Fiktion, nach der es nicht undenkbar wäre, dass alle Historie der Welt und des Menschen genau die überlieferte gewesen sei, dass Rom Karthago besiegt, Cäsar den Rubicon überschritten habe, nur mit der einen grossen Einschränkung, dass dabei in keinem Organismus ein Funke geistigen Lebens bestanden habe, diese konsequent materialistische Fiktion hat ihr Gegenstück gefunden in der psychologischen, dass die psychischen Vorgänge resp. die

*) Für die Verwandtschaft des Psychologismus mit dem Materialismus vgl. auch Kapitel II.

Vorstellungsakte, die das seelische Leben des Menschen ausmachen, genau so ablaufen könnten, wie sie es tun und die Verwirklichung der gleichen psychischen Gesetzmässigkeit darstellen, ohne dass auch nur in einer einzigen Seele jene eigentümliche Erscheinung entstünde, die wir Bewusstsein nennen. Wie für den Materialismus das Geistige überhaupt, so ist für den hier in Rede stehenden Psychologismus das Bewusstsein ein „Luxus“ der Natur und völlig zufällig gegenüber seiner vermeintlich an sich wirklichen Unterlage.

Es ist merkwürdig, wie der ursprüngliche Sensualismus der Theorie gerade hier in sein Gegenteil umschlägt und zur Erklärung der psychischen Phänomene und ihrer Komplikationen ins völlig Unvorstellbare transzendiert. Denn jene Vorstellungsakte als solche und ihre Rhythmen sind unvorstellbar und lassen sich auch im Beispiel nicht mit sinnlich anschaulichem Leben erfüllen; wofern man nicht etwa meint, die Akte vorzustellen, indem man die Inhalte vorstellt — oder ihren Rhythmus, indem man den Rhythmus und die Dynamik der Vitalempfindungen vorstellt, die jene Akte begleiten. Aber auch diese sind Inhalte, ihr Rhythmus — wie aller Rhythmus überhaupt — ein an Inhalte gebundener.

So gleichen die von der Associationspsychologie ihren Konstruktionen zu Grunde gelegten Vorstellungsakte oder Dispositionen (deren jeder der Erzeugung seines spezifischen Inhaltes zustrebt), in gewisser Hinsicht völlig der von der Physik längst verabschiedeten Gattung an sich bestehender Kräfte, deren jede ebenfalls nur für spezifisch völlig bestimmte Leistungen berufen sein sollte. Denn solche Kräfte sind dei ex machina und erklären nichts, und ebenso sind auch jene Vorstellungsakte der Associations-Psychologie transzendente Erdichtungen, implizieren falsche metaphysische Voraussetzungen und fälschen das Gesamtbild der Philo-

sophie, zumal wo sie sich ihr als einzig berechtigte Gegenstände aufdrängen.

Zum Schluss sei noch auf eine charakteristische Wandlung im Begriff der Vorstellung hingewiesen, die sich mit dem Einbruch des Psychologismus in die Philosophie unter der Hand vollzogen hat.

Die Verschiebung nämlich, die hier vor sich gegangen, wird am leichtesten klar an der Stellung des Begriffs der Vorstellung zu dem der Zeit. Die Vorstellungen, von denen die Psychologie handelt, sind in der Zeit und ihre Gesetzmässigkeit ohne Beziehung auf diese nicht denkbar. Jene „Vorstellung" aber, von der die älteren Idealisten sprachen, wenn sie sagten, die Welt sei Vorstellung, erzeugte erst die Zeit und in ihr, mit Hilfe anderer Formen, die Gesetzmässigkeiten der Erscheinungswelt mit ihren Substanzen, Akten und Kräften.

Und zu dieser erscheinenden Welt wären für ihren Standpunkt auch jene Vorstellungsakte zu rechnen, deren Gesetzmässigkeit unsere Psychologie zu ergründen sucht; und mit deren Ergründung sie einer guten Sache dient, so lange sie die Zugehörigkeit dieser Akte zu der Welt der Erscheinungen nicht aus dem Auge verliert. Will sie aber diese Akte der Welt der Erscheinungen zu Grunde legen, so wird sie zur Metaphysik im alten bösen dogmatischen Sinn des Wortes, so sehr sie auch selbst in der offiziellen Ablehnung aller Metaphysik mit den empirischen Wissenschaften wetteifert. Aber auch der Weg zur Metaphysik ist mit guten Vorsätzen gepflastert.

Kurz, auch die Vorstellungsakte der Psychologie sind „Vorstellung" in jenem alten metaphysischen Sinne: Vorstellungs*inhalte* um es moderner auszudrücken; denn, was wir auch von ihnen denken und aussagen mögen, es gehört mit zum Bereich der Vorstellungsinhalte, ist eine Applikation

der Verknüpfungs- und Gestaltungsformen, die überhaupt für Vorstellungsinhalte in Betracht kommen. Warum aber diese Formen so sind wie sie sind, das lässt sich in keiner Weise auf etwas anderes Sichreres zurückführen; und also auch nicht auf unsere Gedanken über jene Vorstellungsakte. Der Versuch aber, es ableiten zu wollen, gehört wiederum in eine Reihe mit dem: ergründen zu wollen, was die Welt „an sich“ sei.

Kapitel X.

Zusammenfassung und Ausblick.

Die vorigen Abschnitte haben gezeigt, dass die wissenschaftliche Betrachtung der Dinge nirgends mit Gegebenheiten rechnen darf, sondern überall, auch dort, wo die Verführung, Gegebenheiten anzunehmen, noch so nahe liegt, in dem scheinbar Gegebenen ein Erzeugnis des Bewusstseins anzuerkennen hat. Weder Gedanken noch Dinge, weder Wahrheiten noch Wirklichkeiten, mögen sie, psychologisch genommen, noch so unwillkürlich dem Bewusstsein sich aufdrängen, können in tieferem Sinn als gegeben gelten, weil Sinn und Halt aller Erkenntnis — der psychologischen eingeschlossen — damit verloren ginge. Bei dem Schein der Gegebenheit, auf den die Psychologie sich beruft, darf philosophische Betrachtung sich nicht beruhigen; wo die Unterschiede von Wirklichkeit und Täuschung, von Wahrheit und Irrtum in Frage kommen, kann der Inhalt des Bewusstseins nicht als gegeben gelten.

Nur die Empfindung entzog sich dieser das Gegebene auflösenden Kritik. Aber nicht darum, weil sie die letzten Bestandteile der Wirklichkeit lieferte, wie die Psychologie es annahm, sondern nur darum, weil sie in sich selbst allein von Wirklichkeit oder Wahrheit noch nicht das Geringste enthält: die Associationspsychologie, die aus ihr das Wirkliche zusammenzusetzen hoffte, verstrickte sich mit dieser Tendenz in Unmöglichkeiten. In dem Gedanken von Vorstellungsakten, die der Erschaffung empfindungsmässig bestimmter Inhalte zustreben, entgleist und zergeht sie — bei

all ihrer Voreingenommenheit für empiristische Prinzipien — in eine haltlose Metaphysik.

Scheint denn aber mit dieser Ablehnung aller Gegebenheiten die Möglichkeit der Wissenschaft nicht von neuem bedroht: wo nichts Gegebenes vorliegt, von dem wir ausgehen können, woran sollen unsere Überlegungen sich knüpfen?

Wir geben in dieser Frage absichtlich noch einem letzten Missverständnis Ausdruck, das nur zu leicht mit dem terminus der Gegebenheit sich verbindet, beruhend auf einer zwiefachen Verwendbarkeit dieses Wortes, die wir in unseren Ausführungen wohl berührten, nicht aber aufdeckten (vgl. besonders Kapitel III, Schluss). Niemand kann es der Psychologie verwehren, alle Bewusstseinsinhalte, mögen sie der Welt der Phantasie oder der der Wirklichkeit angehören, als Gegebenheiten zu betrachten, und nach den Bedingungen zu fragen, denen ihr Eintritt in das Bewusstsein, oder ihr Aufstreben zu ihm, psychologisch unterlegen habe. Wie weit sie damit allerdings in der Erkenntnis dieser Inhalte vordringt, ist eine andere Frage; in keinem Falle kann diese Betrachtungsweise philosophisch fruchtbar werden.

Denn die Philosophie will wissen, wie, d. h. nach welchen Grundformen oder Prinzipien die Bewusstseinsinhalte werden; sie begnügt sich nicht mit der Behauptung an sich unvorstellbarer erschaffender Potenzen, noch mit dem blossen Hinweis auf irgendwelche sonstige Art metaphysischer Einflüsse; sie will über die Art und Weise des Aufbaus, der Struktur der Inhalte zur Klarheit kommen. Von den historischen Urproblemen aller Philosophie bildet diese Frage einen der wenigen überhaupt der Erkenntnis zugänglichen Ausschnitte. Und diese Frage ist abgelehnt, wenn man gleich nach dem Eintritt der Inhalte fragt und

damit den Gedanken hervorruft, als ob sie fertig vom Himmel fielen, wie Athene aus dem Haupte des Zeus entsprang. Ja, dieser Mythos an diesem Platze ist mehr als ein Bild; er ist der mythologische Ausdruck eben jener falschen Psychologie, für die auch der Gedanke nur in Betracht kommt, als fertig dem Haupte des Denkers entspringendes Gebilde.

Die Philosophie aber späht aus auf die innere Verwandtschaft alles Gedachten, auf die schematische Bedeutung, die das Allgemeinere für das Speziellere besitzt, auf den Reichtum der gedanklichen Motive und ihrer spezialisierenden Durchkreuzungen; und dann von hier aus auf jenen merkwürdigen Zusammenhang zwischen dem einzelnen Ding und den allgemeinen gedanklichen Motiven, der in der Bestimmbarkeit des Dinges durch eben jene Komplikation der Gedanken sich ankündigt. Und damit bestätigt sich ihr die Ahnung frühester Denker, dass in den scheinbaren Gegebenheiten der Anschauung jene gedanklichen Motive bereits zur Geltung gekommen — kristallisiert seien, auf deren gesonderte Richtungen und Ergebnisse sie selbst sich in abstraktem Denken besinnen kann. Auf solche Art soll ihr die Struktur der komplexesten geistigen Gebilde, ihre Anatomie und Physiologie durchsichtig werden.

Bei diesem Werke braucht sie aber nicht etwa alle Arbeit neu von sich aus zu leisten: die gesamte Wissenschaft hat ihr die Wege geebnet und die Konstruktionsweisen klargelegt; so dass sie selbst nur jenen Wegen nachzugehen und jene Konstruktionsweisen aufzuzeigen braucht, um in ihnen die Bahnen zu bestimmen, in denen alles Wirkliche sich für jede uns bekannte Art des Bewusstseins gestaltet.

So kann sie die einzelnen Ergebnisse des Vorstellens und Denkens nicht mehr als letzte Gegebenheiten anerkennen:

sie löst sie auf als Komplikationen und lehrt sie auffassen als Erzeugnisse jener primären Motive und Konstruktionsweisen. In dieser Analyse wahrt sie sich zugleich das Recht, über Wert und Rechtmässigkeit der analysierten Komplikationen nachprüfend zu urteilen, ein Recht, das die Psychologie preisgeben musste, weil sie ihre eigenen Gedanken als Gegebenheiten preisgab.*) Für die Philosophie aber sind jene letzten Motive nicht Gegebenheiten in dem empiristischen Sinne der Psychologie, sondern die Voraussetzungen aller empiristischen Gegebenheit selbst. Sie wollen nicht durch primitive Beobachtung vorgefunden, sondern durch das komplizierteste Denken eruiert werden. Die scheinbare „Gegebenheit“ der Erfahrung kann der Philosophie immer nur als Anlass und Ausgangspunkt der gedanklichen Überlegung gelten — vielleicht auch als historisches Durchgangsstadium, als mehr oder minder konventionalisiertes Provisorium der Erkenntnis, das sich — ähnlich der platonischen Doxa, nur eben als Vorstufe, nicht als Gegensatz der Erkenntnis — in den blinden Meinungen der Menge, wie nicht minder in den oft durch Jahrhunderte hin sanktionierten Vorstellungen der Wissenschaft erhält und wie von selber zur Geltung bringt; bis eine neue gedankliche Konstruktion es auflöst und umgestaltet — mit Mitteln und Materialien, die selbst niemals empirisch gegeben sind.

Und wenn sich überhaupt die Philosophie bereit findet, neben den subjektiven und an sich sinnlosen Daten der noch ungedeuteten Empfindungen und Lebenszustände**) Gegebenheiten anzuerkennen, so könnten damit nur jene Materialien der wissenschaftlichen Konstruktion des Realen gemeint sein: wie Leibniz sie in seinem Alphabet der Denk-

*) Vgl. Kapitel I.

**) Vgl. oben Kapitel IV.

motive, Kant in seinen Kategorieen und Grundsätzen zu fixieren suchten. Und danach wären diese „philosophischen Gegebenheiten“ die konstituierenden Schemata alles Wirklichen und Tatsächlichen und damit zugleich aller charakteristischen Eigentümlichkeiten dieser Welt.

Der Gedanke aber, dass diese Wirklichkeit, die auch uns umfasst, als Inbegriff alles vergangenen und künftigen Seins und Geschehens — doch unserer Ableitung*) wie unserer Willkür entzogen und also „gegeben“ sei, dieser Gedanke ist umzubilden in den andern, dass jene Wirklichkeit nur indiziert sei durch die — allerdings unableitbaren — subjektiven Daten und als eindeutig presumiert werde, dass aber die Motive dieser Presumtion bereits unter die Materialien der objektivierenden Konstruktion zu rechnen nnd deshalb nur in dem Sinne dieser letzteren „gegeben“ seien.

Wir sagten soeben, „w e n n die Philosophie sich bereit findet, Gegebenheiten anzuerkennen.“ Denn sie hat tiefere, einem andern Zusammenhange angehörende Gründe, mit diesem Anerkenntnis vorsichtig zu sein; Gründe, welche die Wandelbarkeit und die mögliche Vervollkommnung der Formulierung berücksichtigen, in der die letzten Gegebenheiten sich fixieren lassen und in der sie sich demzufolge selbst immer wieder auflösen; doch dürfen wir diese Schwierigkeit, die wir in einem späteren Problem behandeln werden, fürs erste noch hintansetzen, um dadurch für elementarere Unterscheidungen helleres Licht zu schaffen. —

Zwei Wendungen im Begriffe der Gegebenheit sind es danach, die hier sich deutlich von einander abheben, und die empiristische Einseitigkeit stets ungesondert bestehen lässt: die Gegebenheit innerhalb der empirischen Welt, die in allem

---

*) Vgl. oben Kapitel VII.

Einzelnen, sei's Ding, sei's Gedanke, zur Geltung zu kommen scheint, und derzufolge sich schliesslich die ganze Welt, mit Vergangenheit und Zukunft, in fatalistischer Weise als gegeben darstellt. Wer diese Gegebenheit unkritisch anerkennt, der wird nur nach den Bedingungen des Auftretens jener Inhalte zu fragen wissen, ihre Qualität aber nicht als problematisch erkennen, sondern als selbstverständlich und indiskutabel, d. h. als „gegeben" hinnehmen. Wir haben gezeigt, dass diese „Gegebenheit" nur den rein subjektiven Daten des Empfindens und Fühlens zuerkannt werden kann.

Ihr steht entgegen jene andere „Gegebenheit" der gedanklichen Konstruktionsweisen, als deren Komplikation alles empirisch Einzelne sich darstellt, sobald man statt nach den Gründen seines Eintritts, nach den Prinzipien seines Werdens — im Sinne seines Zustandekommens als einheitlicher Bewusstseinsinhalt fragt, und damit auf seine Qualität und auf die Voraussetzungen seines inneren Aufbaus das Interesse wendet. Mit anderen Worten: es ist nichts Geringeres als der Unterschied zwischen dem Ausgangspunkt und dem Zielpunkt des wissenschaftlichen Denkens, der sich in jener Zweideutigkeit der Gegebenheitsbegriffe verbirgt und in ihrer unkritischen Verwendung ignoriert wird. Von dem empirisch Gegebenen aus sucht das Denken vorzudringen zu den Gegebenheiten im Sinne des schlechthin Anzuerkennenden und Unableitbaren, zu den Methoden der wissenschaftlichen Konstruktion des Realen mit ihren Formen, Voraussetzuugen, Materialien.

Diese Tat des Denkens aber lässt sich nun offenbar nicht mehr dadurch charakterisieren, dass man sagt, es suche für jene empirische Gegebenheit nach erklärenden Hilfsvorstellungen oder gar nur nach dem erklärenden oder beschreibenden Worte — denn das Prägen des Wortes ist nur

der letzte abschliessende Akt einer komplizierten Arbeit, die jene von ihm herbeigezogenen Hilfsvorstellungen selber formte und prägte; eine Arbeit, die vorangegangen sein muss und in deren Klärung allein das Problem des Denkens wie das des geistigen Schaffens überhaupt und seiner Beziehung zur Realität gelöst werden kann.

Und so sind es zugleich zwei Weltanschauungen, die in der Bevorzugung oder unwillkürlichen Betonung der einen oder der anderen Art des Gegebenheitsbegriffs und seiner Verwendung als Sprungbrett und Ausgangsort philosophischer Überlegung einander entgegentreten.

Wer das empirisch gegebene Einzelne als einzigen Ausgangsort der Welterkenntnis beibehält, pflegt zu untersuchen, welche Gedanken sich logisch an dies Einzelne knüpfen; er wird den Zusammenhang erweitern, in dem er das Einzelne findet, von der einzelnen Zeit zu der unendlichen vordringen, von der Regelmässigkeit im kleinen auf Gesetze und von den Gesetzen des Einzelnen auf die Gesetzmässigkeit des Ganzen schliessen wollen. Alles Einzelne scheint ihm Anlass zu anerkennendem, erweiterndem oder zusammenfassendem Denken, und was sich dabei an Gedanken herausbildet, das hält er von einem gewissen Grade der Unbestreitbarkeit an für Wissenschaft, und womöglich von einem gewissen Grade der Unbestimmtheit und Allgemeinheit an für Philosophie; wofern er nicht vorzieht, die Kriterien der letzteren ganz im Inhaltlichen zu suchen und die Behandlung bestimmter Arten von Gegenständen als ihre Domäne hinzustellen; wie die Associationspsychologie die Beschäftigung mit den Vorstellungsakten für philosophisch ausgab. In allen seinen Erwägungen bleibt der Gegensatz der empirischen Gegebenheiten und des denkenden Einzelwesens innerhalb der Welt dogmatische Voraussetzung; und wenn er sich schon

sein Wissen um das letztere zu bestätigen wünscht, so lässt er auch dieses unmittelbar im Selbstgefühl oder in den sogenannten Willenserlebnissen „gegeben“ sein. Nirgends stört ihn die Erwägung, dass in einer anders gearteten Welt Gefühle und Willenserlebnisse bestehen könnten und auch in der unseren häufig genug bestehen, ohne zu dem Gedanken zu führen, der in dem Bewusstsein „unser selbst“ zum Ausdruck kommt. Nirgends bedenkt er, dass die Übersetzung eines Gefühls in eine Vorstellung — in die Vorstellung eines Ich und gar eines solchen Ich, wie dieses unser menschliches ist, eine eigenartige Schöpfung bedeutet — nicht aus dem Gefühl, sondern aus Anlass des Gefühls: dass also das Gefühl nur die Gelegenheitsursache einer Betätigung bildet, die durchaus keine selbstverständliche Reaktion auf jenes Gefühl darstellt, sondern sehr wunderbar und eigenartig ist, die sich jeder Notwendigkeitserkenntnis entzieht und doch selbst alle Notwendigkeitserkenntnis und alles Wissen um eine „äussere Welt“ und um seiende Objekte erst möglich macht; sodass schliesslich der Übergang von dem subjektiven Gefühl zu der Vorstellung eines objektiv-bestehenden Ich oder auch nur eines wie auch immer gearteten Bewusstseins nicht minder seltsam und rätselhaft ist, als die auch sonst aus dem Subjektiven erwachsende Vorstellung objektiv bestehender Dinge; dass sie vielmehr mit eben diesen in die gleiche Kategorie gehört.

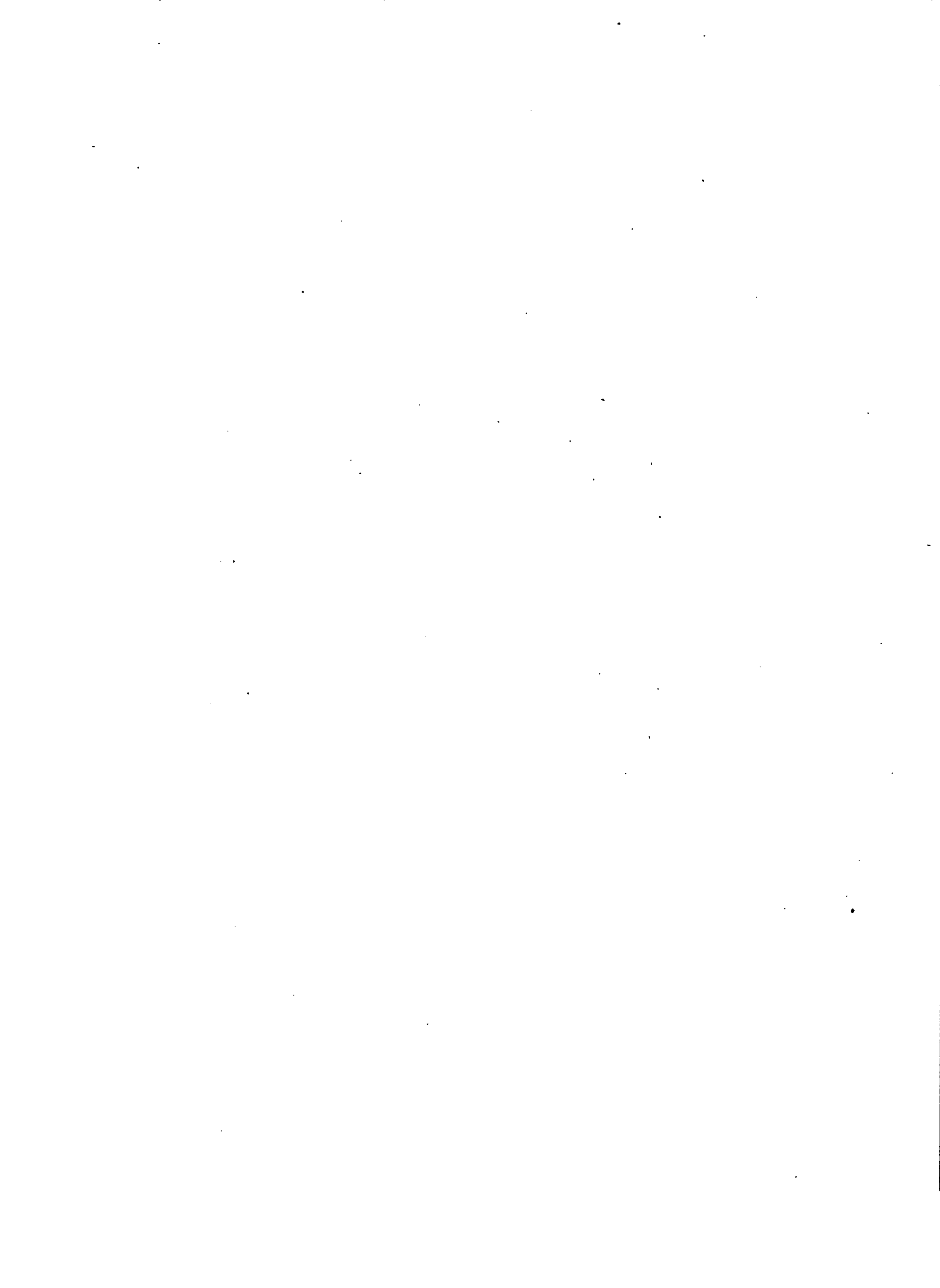
Und eben dies eigentlich philosophische Problem, von welchem das nur der empirischen Gegebenheit zugewandte Denken nicht weiss, eben dieses bildet für jene andere hier vertretene Wendung des Gegebenheitsbegriffs das treibende Motiv: die Objektivation des gegebenen Subjektiven der Empfindung und des Gefühls zu dem grossen Ganzen der Welt mit ihren unendlichen Dimensionen in Raum und Zeit, ihrer dynamischen Gesetzmässigkeit und ihrer so wunder-

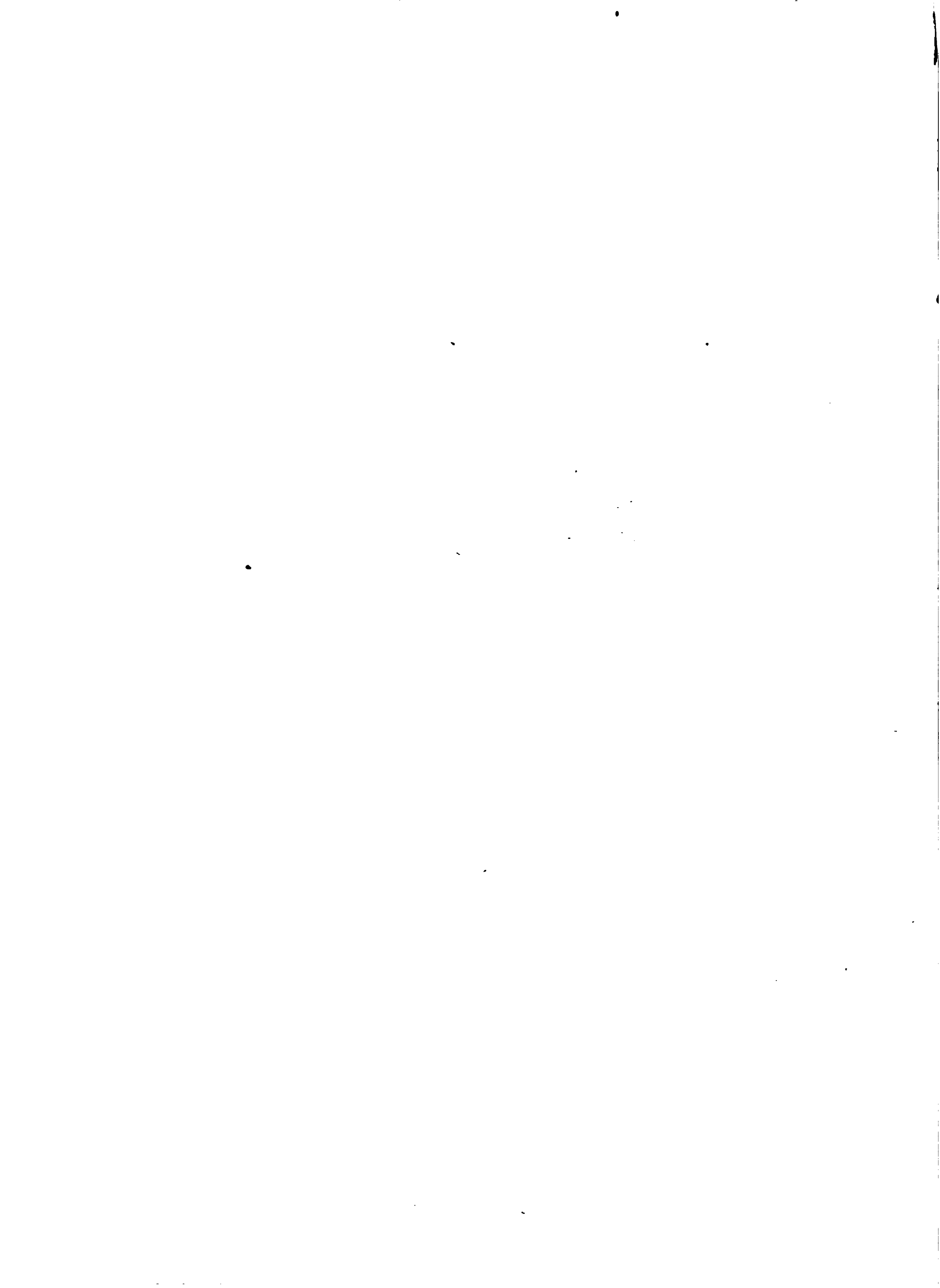
baren Belebtheit — deren unendliche Komplikationen die populäre Auffassung mit dem gleichen Zauberwort vom „Geiste“ zu erhellen sucht, das auch jene Objektivation selber erläutern sollte — eben diese Objektivation des Subjektiven zur Welt überhaupt und die ihr zu Gebote stehenden „gegebenen“ Mittel will jene andere Richtung durchsichtig machen. Wohl wären mit der Erreichung dieses Zieles die Aufgaben der Philosophie nicht erschöpft: die Gebiete der Kunst wie die des tätigen Lebens mit ihren Verzweigungen liegen jenseits der Grenzen jenes primären Problems; aber ohne seine Berücksichtigung ist die Behandlung dieser weiteren Probleme philosophisch aussichtslos.

Uralte Vorurteile sind es, die schon jenem Grundgedanken entgegenstehen. Die ganze idealistische Philosophie, von den Indern bis Kant, ist ihnen gegenüber machtlos gewesen; deren Vertreter sind Esoteriker geblieben, nur im eigenen engen Bezirke verständlich und verstanden. Wenige Kreise bevorzugter Epochen haben an jener Lehre Anteil gehabt. Fast scheint es, als hätten es ihre Anhänger verschmäht, sich auf eine Diskussion jener alten und teilweise wirklich banalen Vorurteile einzulassen, nachdem sich ihnen ein Mal mit der Erfassung des Grundgedankens ein eigenes, immer neuen Problemen zuführendes Forschungsgebiet erschlossen hatte. Sie alle, sobald sie das Joch erreicht hatten, das ihnen die neue und befreiende Aussicht bot, hatten keinen Blick mehr rückwärts für ihre Genossen, die weiter unten, abgekommen vom Wege, ihre Kraft in end- und nutzlosen Bemühungen erschöpften; sondern, weiter eilend auf die freie Hochfläche der Erkenntnislehre, verschwanden sie jenseits des Joches.

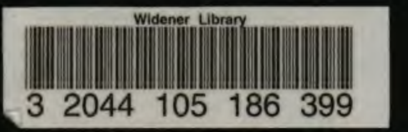
Und in der Tat ist es gut angebaut auf der andern Seite.

Ende des ersten Problems.






CANCELLED


Widener Library
3 2044 105 186 399